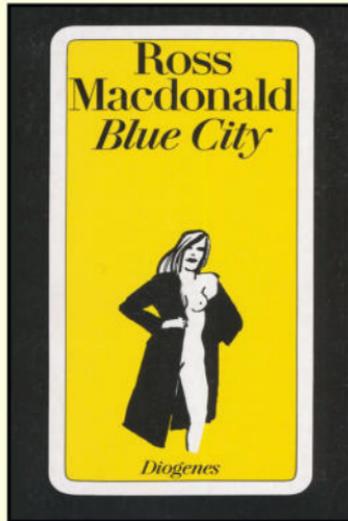
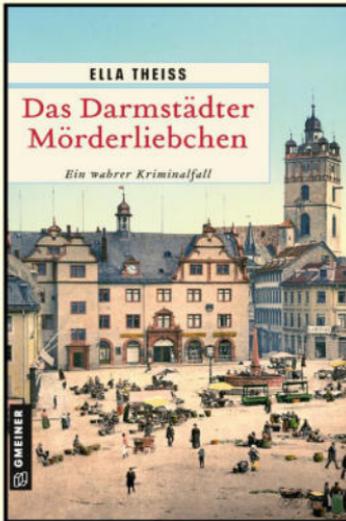
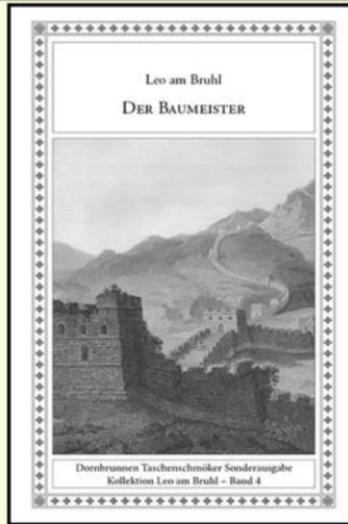
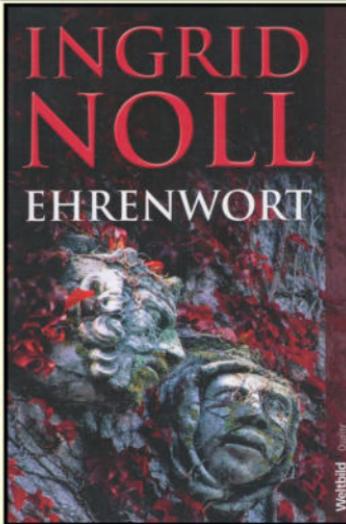


edfc



Fantasia | 200e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1200e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-04

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1200e – Magazin für Phantastik



edfc

PAULA
HAWKINS



 — DER —
SUNDAY TIMES
— BESTSELLER —

ROMAN
DIE **BLAUE**
STUNDE

dtv

Paula Hawkins

Die blaue Stunde

(The Blue Hour, 2024)

dtv (HC 368 S./€ 22,00)

München 2025

Aus dem Englischen von Birgit Schmitz

Genre: Kriminaldrama

Division II (circa 2005)

Vanessa Chapmanx

Keramik, Urushi-Lack, Blattgold, Gold-
draht, Paarhuferrippe, Holz und Glas

Leihgabe der Fairburn-Stiftung

Als eine von nur sieben Skulpturen, die Chapman aus Keramikscherben und Fundstücken herstellte, ist Division II eine trügerisch einfache räumliche Anordnung: eine Gruppe von Objekten, die zueinander in Bezug gesetzt, an Drähten aufgehängt und in einem Glaskasten verschlossen sind.

Indem sie die Objekte auf diese Weise präsentiert, stellt Chapman Fragen über Inklusion und Exklusion, darüber, was wir verbergen und was wir zeigen, worin wir

*großzügig sind und worin verschwiegen,
darüber, was wir machen und was wir hin-
terlassen. (S. 11)*

Die bedeutende Künstlerin Vanessa Chapman lebte in ihren letzten Jahren auf Eris Island, das nur bei Ebbe zu Fuß über einen Damm erreichbar ist. Die Ärztin Grace Haswell, Vanessas enge Freundin, ist ihre Erbin und Testamentsvollstreckerin; nach dem letzten Willen der Verstorbenen sollen alle künstlerischen Werke an die Fairburn-Stiftung gehen. Dieser Wunsch ist noch nicht ganz vollzogen, weil die Sichtung des Erbes Grace vor große Herausforderungen stellt.

Ein besonders extravagantes Objekt, die Plastik „Division II“, wurde von der Fairburn-Stiftung an das Tate Modern ausgeliehen. Und nun schreibt ein Anthropologe namens Benjamin Jeffries an das Tate Modern, die so genannte Paarhuferrippe in der Plastik wäre in Wirklichkeit ein menschlicher Knochen. Aufgeregt muss James Becker, Kurator am Tate Modern, nach Eris Island fahren, um dem unerhörten Vorwurf nachzugehen, bevor ein ausgewachsener

Skandal daraus wird – denn man kann ein Kunstwerk diesen Ranges nicht einfach von Gerichtsmedizinern zerlegen und untersuchen lassen. Die Reise wird für James zu einer großen, lebensgefährlichen Herausforderung.

Mit dem Roman *Die blaue Stunde* taucht der Leser nicht nur tief in die Welt der Kunstliebhaber, sondern auch in die Abgründe der menschlichen Seele ein. Den Titel nimmt das Werk von jenem Augenblick der Morgen- oder Abenddämmerung, da die Welt in einem bläulichen Licht erscheint.

HEYNE
BÜCHER

DEAN
KOONTZ
Nachtstimmen

Roman



**Dean R. Koontz [Dean Ray Koontz,
1945–]**

Nachtstimmen

(The Voice of the Night, 1980)

Heyne 01/09 354 (TB 270 S./DM 12,90)

München 1999, 5. Auflage

**Aus dem Amerikanischen von Heinz
Zwack**

Genre: Psychothriller

„Hast du schon einmal etwas umgebracht?“ fragte Roy.

Colin runzelte die Stirn. „Was zum Beispiel?“ Die beiden Jungen standen auf einem Hügel am Nordrand der Stadt. Unter ihnen lag der Ozean.

„Einfach irgend etwas“, sagte Roy. „Hast du schon jemals irgend etwas umgebracht?“

„Ich verstehe einfach nicht, was du meinst“, entgegnete Colin.

Weit draußen, auf der von der Sonne gesprenkelten Wasserfläche, glitt ein großes Schiff in nördliche Richtung auf das ferne San Francisco zu. Näher an der Küste konnte man eine Bohrinsel erkennen. Auf dem verlassenen Strand

mühte sich ein Vogelschwarm ab, im feuchten Sand Nahrung zu finden.

„Du mußt doch schon einmal etwas umgebracht haben“, sagte Roy ungeduldig. „Irgendwelche Insekten zum Beispiel?“

Colin hob die Schultern. „Na klar. Moskitos. Ameisen. Fliegen. Was ist denn dabei?“

„Und, hat es dir gefallen?“

„Was soll mir gefallen haben?“

„Das Umbringen.“

Colin starrte ihn verständnislos an und schüttelte schließlich den Kopf. „Roy, ich muß schon sagen, manchmal spinnst du richtig.“

Roy grinste bloß.

„Macht es dir denn Spaß, Insekten umzubringen?“ fragte Colin schließlich unsicher.

„Ja, manchmal.“

„Wieso?“

„Weil es einfach ein Knaller ist.“

Für Roy war ‚Knaller‘ die höchste Steigerungsform für alles, was Spaß machte.

„Was ist denn da schön dran?“ wollte Colin wissen.

„Wie sie zappeln, wenn man sie zerquetscht.“

„Iih.“

„Hast du schon mal einer Heuschrecke die Beine ausgerissen und dann zugesehen, wie sie zu gehen versucht?“ fragte

Roy. „Du spinnst. Du spinnst wirklich.“ (S. 8f)

Colin Jacobs, vierzehn Jahre alt, ist der typische Nerd, der sich nur für sonderbare Science Fiction und gruseligen Horror in Roman und Film interessiert. Daher wundert es ihn besonders, dass ihn der sportliche und allseits beliebte, gleichaltrige Roy Borden als engen Freund, ja sogar Blutsbruder auserkoren hat.

Ein wenig merkwürdig ist Roy allerdings schon, wenn er zum Beispiel davon erzählt, wie viel Spaß er dabei hatte, eine Katze zu Tode zu quälen. Als Colin seinen Abscheu bekundet, gibt ihm Roy Kontra.

Roy lachte. „Weißt du, was ‚Heuchelei‘ bedeutet?“

„Na klar.“

„Also, Colin, ich sag das ungern, weil du mein guter Freund bist, mein echt guter Freund. Ich mag dich wirklich. Aber was diese Sache betrifft, bist du ein Heuchler. Du hältst es für krankhaft, daß ich mich für ein Eisenbahnunglück interessiere, aber deine Freizeit verbringst du damit, dir im Kino oder im Fernsehen Horrorfilme anzusehen oder Bücher über Zombies, Werwölfe und Vampire und andere Monster zu lesen.“

„Was hat das denn damit zu tun?“

In diesen Geschichten ist von nichts anderem als Mord die Rede!“ sagte Roy. „Mord und Folter und Quälereien. Leute werden von Vampiren gebissen, oder von Zombies in Stücke gerissen, oder von Verbrechern mit der Axt erschlagen. Und das macht dir Spaß!“ (S. 32f)

Jetzt versteht Colin, warum sich Roy ausgerechnet ihn als Freund ausgesucht hat, weil nämlich Roy glaubt, dass Colin wegen seiner Vorliebe für Vampire und Zombies wie er die Freude am Töten teilen würde.

Roy erklärt Colin, dass die schlimmste Angst die vor dem Tod sei, und wenn man diese überwunden haben, dann brauchte man sich vor nichts mehr zu fürchten. Und die Angst vor dem Tod könne man durch Töten überwinden. Ihm sei das gelungen, weil er schon zwei kleine Jungen getötet habe, und das auch noch auf eine Weise, dass er nie auch nur in Verdacht geraten wäre.

Colin glaubt, dass Roy zwar nicht alle Tassen im Schrank hat, mit seinem Erzählungen aber nur lügt und angibt. Daher muss ihm Roy die Freundschaft aufkündigen, und Colin merkt sehr bald, dass es Roy mit dem Morden durchaus ernst ist, denn jetzt ist er hinter ihm her. Und das Schlimmste ist, dass dem unbeholfenen Colin niemand glaubt, während sich der gewandte Roy aus jeder Notlage mühelos herauslügen kann.

Nachtstimmen ist ein interessanter und streckenweise faszinierender psychologischer Thriller, der jedoch darunter leidet, dass die Handlung im Lauf der Zeit immer konstruierter wirkt. Der Titel *The Voice of the Night* rührt daher, dass Colin, der offen-

bar auch nicht ganz normal ist, eine innere Stimme hört, die ihm bedenkliche Ratschläge gibt.



Ross
Macdonald
*Ein Grinsen
aus
Elfenbein*

Roman · Diogenes

***Macdonald, Ross: Ein Grinsen aus Elfenbein**

Ross Macdonald [Kenneth Millar, 1915–1983]

Lew Archer 4: Ein Grinsen aus Elfenbein
(*The Ivory Grin*, 1952)

Diogenes 20 323 (TB 206 S./DM 14,90)

Zürich 1999/50

Aus dem Amerikanischen von Charlotte Hamberger

Genre: Krimi

„Nennen Sie mich Una“, sagte sie.

„Sie leben in Los Angeles?“

„... nicht ganz. Ist ja auch egal, nicht? Ich sag Ihnen schon alles, was wichtig für Sie ist. Darf ich, ja? So ganz brutal?“

„Ich lechze danach.“

Ihr harter, unverhüllter Blick tastete mich beinahe spürbar ab. „Sie sehen okay aus. Aber wenn Sie reden, klingt’s ein wenig nach Hollywood.“

Ich war nicht aufgelegt für den Austausch von Komplimenten. Ihre rauhe Stimme, der jähe Wechsel zwischen guten Manieren und Unverschämtheit

störten mich. Es war, als redete ich gleichzeitig mit mehreren Personen, von denen keine ganz vorhanden war.

„Tarnung.“ Ich fing ihren Blick auf und hielt ihn fest. „Ich komme mit den verschiedensten Typen zusammen.“ (S. 6)

„Call me Una,” she said.

„Do you live in Los Angeles?”

„Not exactly. Where I live doesn't matter. I'll tell you what does, if you want me to be blunt.”

„I couldn't bear it if you weren't.”

Her hard dry glance went over me almost tangibly and rested on my mouth. „You look all right. But you sound kind of Hollywood to me.”

I was in no mood to swap compliments. The ragged edge on her voice, and her alternation of fair and bad manners bothered me. It was like talking to several persons at once, none of them quite complete.

„Protective coloration.” I caught her glance and held it. „I meet a lot of different types.”

Lew Archer arbeitet seit drei Jahren mit mittelmäßigem Erfolg als Privatdetektiv in Kalifornien. In seinem vierten größeren Fall erhält er Besuch von einer offenbar sehr reichen, aber leider auch ziemlich ordinären Dame, die sich Una Larkin nennt und mit dem Auftrag, den sie Archer erteilen möchte, nicht so recht herausrücken will.

„Zu dem Job, von dem ich sprach: Sie sollen eine bestimmte Person ausfindig machen. Eine Farbige, die bei mir gearbeitet hat. Das Mädchen hat mein Haus vor zwei Wochen verlassen – um genau zu sein: am 1. September. Soweit wäre das für mich eine Erlösung, wenn sie nicht ein paar Kleinigkeiten mitgenommen hätte. Rubinohrringe und eine goldene Kette.“

„Nicht versichert?“

„Nein. Eigentlich nichts so besonders Wertvolles. Die Sachen haben für mich nur einen Gefühlswert, verstehen Sie?“ Sie versuchte gefühlvoll auszusehen. Aber es mißlang ihr.

„Demnach ein Fall für die Polizei?“

„Darüber bin ich anderer Meinung.“
Plötzlich war ihr Gesicht aus hartem braunem Holz. „Sie leben doch davon, Leute aufzuspüren, nicht wahr? Wollen Sie sich um Ihren Unterhalt bringen?“

Ich nahm den Hundert-Dollar-Schein aus meiner Brieftasche und warf ihn auf den Schreibtisch. „Scheint so.“ (S. 8)

„About this job I mentioned. I want you to locate a certain person, a colored girl who used to work for me. She left my house two weeks ago, on the first of September to be exact. It was good rid-dance of bad rubbish as far as I was concerned, only she took along a few little knickknacks of mine. A pair of ru-bby earrings, a gold necklace.”

„Insured?“

„No. Actually they're not very valu-able. Their value is sentimental—you know? They mean a lot to me, senti-mentally.” She tried to look sentimental and failed.

„It sounds like a matter for the po-lice.”

„I don't think so." Her face closed up solid like brown wood. „You make your living tracing people, don't you? Are you trying to talk yourself out of a living?"

I took the hundred-dollar bill out of my wallet and dropped it on the desk in front of me. „Apparently."

Nach anfänglichem Widerstreben nimmt Archer den Fall doch an. Er soll Unas verschwundenes Dienstmädchen ausfindig machen, eine hellhäutige Farbige namens Lucy Champion, die angeblich Juwelen gestohlen hat, was Archer jedoch nicht glaubt.

Im Lauf seiner Ermittlungen bringt Archer heraus, dass Una Angst hat, Lucy könnte Geheimnisse ausplaudern, die sie bei ihr erfahren hat, und dass sich das Dienstmädchen in Bella City aufhalten soll.

Lucy ist mit dem Taxi zu einem Motel gefahren und hat sich dort ein Zimmer genommen; Una ist ihr gefolgt; und Archer belauscht das Gespräch der Beiden vom Nebenzimmer aus, das er sich vorsorglich gemietet hat.

„Setz dich“, hörte ich Una munter sagen. „Nein, setz dich aufs Bett, ich nehm den Stuhl. Na, Lucy, was hast du denn so allein getrieben?“

„Ich will nicht mit Ihnen sprechen.“ Lucys Stimme klang schrill.

„Was regst du dich denn so auf?“

„Ich reg mich nicht auf. Aber es geht Sie nichts an, was ich mache.“

„Das weiß ich nicht so genau. Los, was hast du gemacht in der Zwischenzeit?“

„Ich hab Arbeit gesucht. Anständige Arbeit. Wenn ich genügend Geld gespart habe, fahr ich nach Hause zurück.“

„Nach Detroit? Das würde ich an deiner Stelle aber nicht tun.“

„Wollen Sie mich daran hindern?“ Schweigen.

Dann Unas Stimme: „Das kann ich nicht. Aber ich kann dafür sorgen, daß du dort in Empfang genommen wirst. Ich telefoniere täglich mit Detroit, wie du wohl weißt...“ Wieder eine Pause, eine längere diesmal. „Du siehst also, Lucy, Detroit ist nichts für dich. Weißt

du, was du tun solltest? Es war ein Fehler, daß du von uns weg bist. Du solltest zurückkommen.“

Lucy seufzte tief auf. „Ausgeschlossen.“

„Doch. Es wäre besser für dich und für uns.“ Unas Tonfall wurde schmeichelnd. „Das mußt du doch selber einsehen, mein Kind. Wir können dich doch nicht so frei herumlaufen lassen. Du bringst dich nur in Schwierigkeiten. Entweder du trinkst ein bißchen zuviel oder du verplapperst dich. Ich kenn dich doch, ihr könnt alle den Mund nicht halten.“

„Ich nicht“, widersprach das Mädchen. „Ich sag nichts.“

„Ich habe Verpflichtungen gegenüber meinem Bruder“, meinte Una. „Und wenn du uns hilfst...“

„Ich hab Ihnen immer geholfen, vorher, ehe es passiert war.“ (S. 24f)

„Sit down,“ Una said briskly. „No, you sit on the bed. I’ll take the chair. Well, Lucy. What have you been doing with yourself?“

„I don't want to talk to you." Lucy's voice might have been soft and pleasant if fear hadn't been playing tricks with it.

„You don't have to get excited."

„I'm not getting excited. What I do is my own business. It's no business of yours."

„I wonder about that. Just what does your business cover?"

„I've been looking for a job, a decent job. When I save a little money, I'm going back home. It's not your business, but I'm telling you anyway."

„That's a good thing, Lucy. Because you're not going back to Detroit, now or ever."

„You can't stop me!"

There was an interval of silence. „No, I can't stop you. I will tell you this. When you step off that train, there'll be a reception waiting for you. I phone Detroit long distance every afternoon."

Another, longer pause.

„So you see, Lucy, Detroit is out for you. You know what I think you should do, Lucy? I think you made a mistake

leaving us. I think you should come back with us.”

Lucy sighed very deeply. „No, I can't.”

„Yes. You come back. It'll be safer for you and safer for us, safer for everybody.” The bright clatter of Una's tone took on an illusive softness: „I'll tell you what the situation is, dearie. We can't just have you running around loose the way you have been. You'll get into trouble, or you'll have a teensy bit too much to drink in the wrong company, and then you'll blab. I know you people, you see. Blabbermouths every one of you.”

„Not me,” the girl protested. „I'd never blab, I promise you faithfully. Please leave me go on the way I been, minding my own business, *please*.”

„I've got my duty to my brother. I'd like to leave you alone, Lucy. If you'd cooperate.”

„I always co-operated before, before it happened.”

Offenbar hütet Lucy ein Geheimnis, das Unas Bruder betrifft und das um keinen

Preis offenbar werden darf; auch ist die Rede von einem offenbar gravierenden Vorfall, der einen verletzten Mann betrifft.

Archer verfolgt Lucy zu einem Arzt namens Dr. Benning, wo sich Lucy ausgesprochen hysterisch benimmt, ohne dass Archer Näheres erfährt. Aber es kommt ein zweiter, ziemlich schmiereriger Detektiv namens Maxfield Heiss auf Archer zu und bietet ihm an, eine hohe Belohnung mit ihm zu teilen, wobei allerdings Archer nicht herausbekommt, wer die Belohnung ausgelobt hat und wofür.

Schließlich kann sich Lucy Archers Verfolgung entziehen, so dass der Detektiv zu dem Motel zurückkehren muss.

Die Jalousien waren heruntergelassen. Durch die Ritzen fielen einige schräge Lichtstrahlen ins Zimmer, in denen Staubteilchen einen Veitstanz aufführten. Ich drückte den Lichtschalter mit dem Ellbogen nieder. Gelbe Wände sprangen mir entgegen, und die Zimmerdecke, beringt mit konzentrischen Schattenkreisen, drückte auf mich herunter. Das Licht kam von einer Wand-

konsole direkt über Lucys Kopf und fiel ihr mitten ins Gesicht. Ein graues Gesicht, in einer Lache von schwarzem Blut. Ihre durchschnittene Kehle klaffte wie die Lippen eines schmerzverzerrten Mundes.

Ich lehnte mich gegen die Tür und wünschte mich weg, fort von Lucy. Aber ihr Tod hatte mich fester als jeder Schwur an sie gekettet.

Neben dem ausgestreckten Arm mit der halboffenen Hand sah ich etwas blinken. Ich bückte mich danach. Es war ein handgearbeitetes Messer mit einer geschwungenen, fünfzehn Zentimeter langen Klinge und einem schwarzen, hölzernen Griff, auf dem einige Blatternamente eingeschnitzt waren. Die Klinge war blutbefleckt. (S. 34)

The roller blind was down over the window. Light slanted through the cracks in the blind, supporting a St. Vitus's dance of dust motes. There was a wall switch beside the door, and I jogged it with my elbow. The yellow walls sprang up around me and the ceil-

ing pressed down from overhead, ringed with concentric shadows. The light radiated from a wall bracket directly over Lucy. Its paper-shaded bulb shone down into her face, which was gray as a clay death-mask in a pool of black blood. Her cut throat gaped like the mouth of an unspeakable grief.

I leaned on the door and wished myself on the other side of it, away from Lucy. But death had tied me to her faster than any ceremony.

One of her arms was outflung. Beside the spread upturned hand something metal glinted. I stooped to look at it. It was a handmade knife with a curved six-inch blade and a black wooden handle ornamented with carved leaves. The blade was stained.

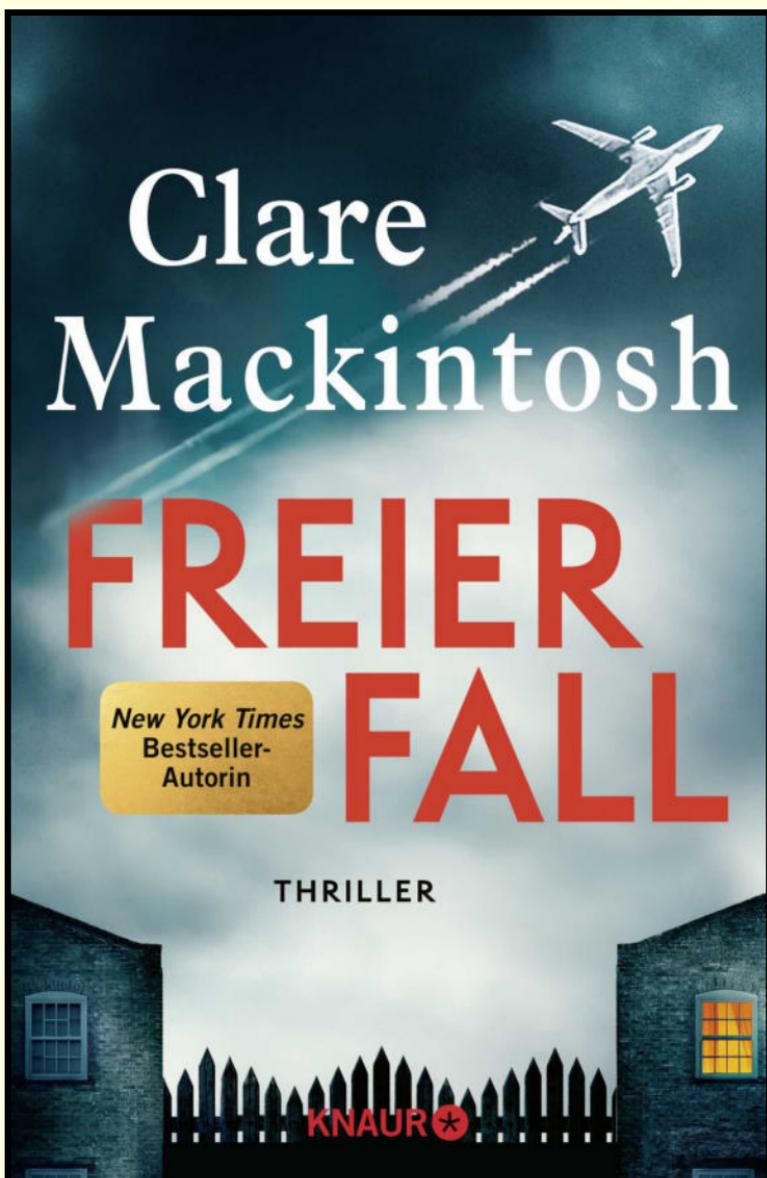
Lucy liegt in ihrem Zimmer mit durchschnittener Kehle. Bevor Archer die Polizei ruft, durchsucht er Lucys Handtasche und findet darin einen Zeitungsausschnitt, wonach eine Mrs. Singleton fünftausend Dollar Belohnung für einen Hinweis auf den Aufenthalt ihres Sohnes Charles auslobt. Nun

weiß Archer wenigstens, worum sich die Affäre dreht – und offenbar ist das Geheimnis so wichtig, dass für seine Bewahrung gemordet wird.

Lew Archer ist in *Ein Grinsen aus Elfenbein* noch recht neu im Geschäft und gibt sich anfangs cool und raubeinig, wie man es Anfang der fünfziger Jahre von einem Privatdetektiv erwartet. Im Verlauf seiner Ermittlungen geht er allerdings klugerweise dazu über, die Menschen und insbesondere die Frauen verständnisvoller zu behandeln, um auf diese Weise an die notwendigen Informationen zu gelangen.

Und Informationen braucht Archer, denn er hat es hier mit einem ausgesprochen komplizierten Fall zu tun, in den eine ganze Reihe von verschiedenen Personen verwickelt sind, von denen einige vor einem Mord nicht zurückschrecken.

Als Fazit wäre zu sagen, dass *Ein Grinsen aus Elfenbein* ein klassischer amerikanischer Detektivroman ist, der von Ross Macdonald mitreißend erzählt wird.



Clare Mackintosh

Freier Fall

(Hostage, 2021)

Knauer 52 777 (TB 428 S./€ 11,99)

München 2024

Aus dem Englischen von Sabine

Schilasky

Genre: Thriller

Aus der Kabine ist ein Rufen zu hören, gefolgt von Unruhe von beiden Seiten. Jemand schreit: „Holen Sie Hilfe!“, und mir wird flau. Es wird wieder die Frau aus der Economy sein, die Ärger in der Bar macht.

Doch als ich gerade nachsehen will, kommt Erik mit hochrotem Kopf in die Bordküche gelaufen.

„Was ist passiert?“

Er antwortet nicht, greift nach dem Mikrofon und spricht mit ruhiger, fester Stimme hinein. „Falls eine Ärztin oder ein Arzt an Bord ist, melden Sie sich bitte vorn im Flugzeug.“

„Ist ein Passagier krank?“, fragt Carmel, und ich rechne damit, dass er sie anfährt, das sei ja wohl verdammt noch

mal offensichtlich. Stattdessen starrt er sie nur an, und ich bemerke, dass er zittert.

„Nicht krank“, sagt er. „Tot.“ (S. 100f)

Mina ist Flugbegleiterin von Beruf und hat die Ehre, an einem Jungfernflug von London nach Sydney teilzunehmen. Ihr Ehemann Adam, Polizist, und die adoptierte Tochter Sophia, fünf Jahre alt, müssen unterdessen zu Hause bleiben.

Während des Fluges kommt es zu einem Zwischenfall: Ein Passagier ist gestorben, vermutlich an einem Herzinfarkt. So etwas kommt gelegentlich vor, und man bemüht sich, so wenig Aufsehen wie möglich darum zu machen.

Die folgenden Anweisungen retten deiner Tochter das Leben. In genau einer Stunde wirst du einen der Piloten bitten, aus dem Cockpit zu kommen. Denk dir irgendeinen Grund aus, aber schlag ja keinen Alarm. Die Toilette neben dem Cockpit wird besetzt sein. Wenn nur noch ein Pilot im Cockpit ist, bittest du, ins Cockpit kommen zu dürfen, und lässt die Person aus der Toi-

lette herein. Danach schließt du die Tür von außen.

Das ist alles, worum ich dich bitte, Mina, und wenn du es tust, wird deine Tochter leben.

Falls nicht, stirbt sie. (S. 166)

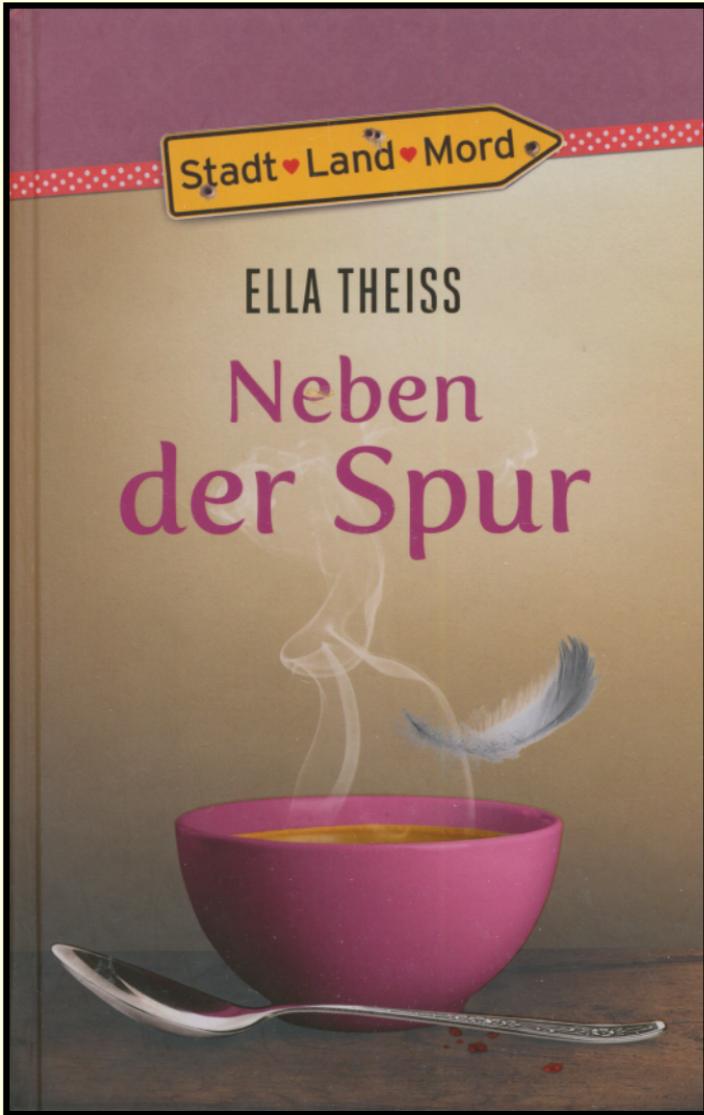
Die Angelegenheit wird für Mina jedoch dramatisch, als sie bei dem Toten einen Zettel findet, der sie persönlich anspricht: Wenn sie nicht genau den hier beschriebenen Anweisungen folgt, dann muss ihre Tochter sterben.

Freier Fall ist ein dramatischer Thriller um das Hijacking eines Passagierflugzeugs.

Stadt ♥ Land ♥ Mord ♥

ELLA THEISS

Neben der Spur



*Theiss, Ella: Neben der Spur

Ella Theiss [Elke Achtner-Theiß, 1951–]

***Neben der Spur* (2012)**

RM Buch (HC 256 S./€ xx)

Gütersloh 2014

Genre: Krimi

Ruhig, Hermann! Bleib ruhig! Sie sind in friedlicher Absicht gekommen. All das Murmeln und Plappern, das exaltierte Wedeln, mit dem sie sich mal hierhin, mal dorthin begeben, es hat nichts Böses zu bedeuten – nichts Böses zu bedeuten. Es ist ihnen eigen, wie dein Hüsteln in kühlen Räumen und das gelegentliche Zittern deiner Knie dir nun einmal eigen sind. Diese Spezies ist harmlos, hat Gudrun gesagt. Auch das Blitzgewitter, das Piepen und Summen aus allen Ecken, das schwarze Gewürm am Boden, lästig, aber harmlos. Nur dass du dich nicht dazwischen begibst, Hermann! Bleib in deinem Rollstuhl und rühr dich nicht von der Stelle! Du kennst deinen Text. *Herzlichen Dank für Ihr Kommen ... Ich begrüße Sie auch im*

Namen meiner Familie ... Nein, warte, deine Rede kommt später. Nicht jetzt. Jetzt spricht Gudrun mit ihnen. Gudrun kann das. (S. 9)

Hermann Hepp, Senior der bekannten Mainzer Biosuppenfirma Hepp, feiert seinen hundertsten Geburtstag. Obwohl er für sein Alter geistig noch recht fit ist, stresst ihn der Trubel doch ziemlich. Zum Glück steht ihm seine Nichte Gudrun Hepp, die jetzige Firmenchefin, hilfreich zur Seite.

Da ... war das ... ein Knall? Kam von draußen! Ein Schuss? – Ruhig, Hermann, das ist ein Salut. Ein Salut zu deinem Geburtstag. Gleich spielt die Kapelle. *Ich hatt' einen Kameraaden, einen bessern findst du nit ...* Keine Kapelle, die Meute erstarrt ... reißt die Augen auf ... keiner bewegt sich ... wer sich bewegt, wird erschossen ... erschossen ... Noch ein ... Schuss? – Granaten von der Brücke her ... Verschanz dich, verschanz dich, alles voller Blut und Asche ... von der Brücke her ... Das Bein, das Bein zerfetzt, besser als der

Kopf... besser als der Bauch ... Bei einem Bauchschuss, da bist du dran ... da kannst du den Löffel abgeben, da krepierst du elendiglich ... Überall Blut und Asche ... einen Kameraaaden ... der ging an meiner Seite ... als wär's ein Stück von mir ... wie das Bein, das zerfetzte ... ein Stück von dir ... Ach, so viel Blut und Asche! Ist denn Krieg, Gudrun? Schon wieder Krieg? (S. 11)

Ein lauter Knall während der Feierlichkeiten weckt in Hermann ein altes Kriegstrauma.

Mit dabei ist die freie Journalistin Karoline Rosenkranz vom Mainzer Tagblatt, dreiundzwanzig Jahre alt, die hofft, in der Lokalzeitung einen Artikel unterbringen zu können.

Ein Steinwurf weiter, von noch mehr Banderolen umgeben, ein schlichter einstöckiger Bürobau mit Flachdach und aprikosenfarbenen verputzter Fassade. Wo man ein Glasportal mit Klofenstermaserung erwarten würde, tut sich ein riesiges staubiges Loch auf. Der herausdrin-

gende Geruch gleicht dem einer Frischfleischtheke, am Boden die optischen Boten einer Explosion, Glasscherben ... Hautfetzen, Knochen ... (S. 21)

Wie Karo unschwer bemerkt, hat es tatsächlich eine Explosion gegeben, glücklicherweise ohne menschliche Opfer. Fleischfetzen hängen allerdings in Mengen herum, denn der Attentäter hat seine Bombe offenbar mit Hühnerleichen drapiert, was in einem Vegansuppenfirma ohnehin schon ein Sakrileg darstellt.

Karo nutzt die Verwirrung, um sich ins Wohnhaus an das Bett von Hermann zu schleichen, den sie sogleich ablichtet.

Er stöhnt auf, hebt eine zitternde Hand, raunt, als offenbare er einem guten Freund ein Geheimnis: „Verschanz dich, schnell ... alles voller Blut und Asche ... Das Bein, das Bein zerfetzt, besser als der Kopf ... besser als der Bauch ... Überall Blut und Asche ...“ Schweißperlen erscheinen auf seiner Stirn, das Kinn klappt auf, als wollte er schreien. Doch

dann entringt sich ihm nur ein gequältes Stöhnen. (S. 27)

Hermann phantasiert wieder vom Krieg, was für eine Journalistin natürlich ein gefundenes Fressen darstellt.

Zu ihrer maßlosen Enttäuschung erscheint ihr fulminanter Artikel jedoch nicht, denn der Redaktionsleiter Löffler teilt ihr mit, dass allgemein bekannt ist, dass Hermann Hepp kein Kriegsteilnehmer war, sondern die fraglichen Jahre wegen eines schweren Nervenleidens in einer Klinik in der Schweiz zugebracht hat, was auch seine jetzigen Halluzinationen erklären würde.

„Hat als Nervenkranker die Jahre in einem Privatsanatorium in der Schweiz überlebt. Hat nie einen Schützengraben oder einen Panzer aus der Nähe gesehen.“

„Aber warum erzählt er dann ... „

„Hättest nur mal unser Archiv bemühen müssen. Da steht nicht viel, aber genug über Hermann Hepp. Alex hat's in null Komma nix ausgekramt.“

„Ach ja, Alex!“ Karo petzt die Lippen zusammen, um nicht laut aufzustöhnen.

„Du solltest ihm dankbar sein. Hätten wir deine Ente abgedruckt, wie stünden wir jetzt da?“

Karo schweigt lieber.

„Außerdem solltest du aufhören, auf Alex rumzuhacken. Er hat sich schon bei der Geschäftsleitung beschwert, dass du ihn mobbst.“

„Ich? Ihn?“ Karos Stimme kippt vor lauter Empörung.

„Er mobbt mich!“

„In der Chefetage gilt er als wahrer Glücksgriff, schreibt gut und schnell, recherchiert gründlich ...“

„Der kann doch bloß fleißarbeiten, sonst nix, der Schleim-schei...!“ Angesichts Gerd Löfflers Miene beschließt Karo, den Mund zu halten.

Aber zu spät, er hat das Wort wohl schon zu Ende gedacht. Seine Dackelaugen verengen sich wie selten. „Sony, Karo, wir können keinen Kleinkrieg in der Redaktion gebrauchen. Ich denke,

du nimmst mal drei Wochen Auszeit.
Dann sehen wir weiter.“ (S. 29)

Dass Karo ihren aufdringlichen Kollegen Alex, der ihr stets die interessantesten Themen vor der Nase wegschnappen will, vor dem Redaktionsleiter als Schleimscheißer bezeichnet, ist nicht gerade hilfreich, so dass Karo sich eine dreiwöchige Auszeit nehmen muss.

Da trifft es sich gut, dass Gudrun Hepp und ihr Geschäftsführer und Verlobter Rolf Westernberger gerade eine Fachkraft für die Public-Relations-Abteilung suchen. Karos Freude wird etwas getrübt, da sich ihr Kollege und quasi Vorgesetzter Hans-Bernward de Beer als ziemlich missgünstig erweist.

Aber andererseits ist Karo jetzt direkt an der Quelle, um Nachforschungen über die Hepps zu betreiben. Unter anderem erfährt sie, dass Hermann Hepp einen jüngeren, ihm sehr ähnlich sehenden Bruder namens Helmut hatte, der wegen Kriegsverbrechen gesucht wurde, aber nie angeklagt werden konnte, da er an der Ostfront verschollen war.

Und Gudrun Hepp hat einen Großneffen namens Valentin, ein bekennender Veganer, der empört über die Akquisition einer Hühnerfarm in Tschechien durch Rolf Westernberger die Fleischbombe in der Firma gelegt haben und sich dann nach Spanien abgesetzt haben soll.

Karo wühlt weiter, findet am Boden der Margarinekiste eine flache Pappschachtel, illustriert mit einem Pfoten leckenden Kätzchen samt rosa Schleife um den Hals. *Katzenzungen* verraten geschwungene rosarote Buchstaben. Karo schaudert es. Was früher nicht alles als Delikatesse galt! (S. 130)

Wie man sieht, ist Karo auch in der Registratur zugange, wobei sie allerdings nicht alle Funde korrekt zu interpretieren weiß.

Neben der Spur ist ein überaus unterhaltsamer und mordsmäßig spannender Krimi, der auf ein schreckenerregendes Finale hinsteuert. Die etwas schüchterne, aber unbeirrbar investigative Karo ist die ideale Hauptfigur für einen mitreißenden Regio-

nalkrimi um die dunkle Vergangenheit einer renommierten Tütensuppenfirma.



***Murad, Pit: Nächstenliebe zahlt sich aus**

Pit Murad [? Gabriella Wollenhaupt, 1952–]

Nächstenliebe zahlt sich aus

Weltkreis 333 (TB 154 S./DM 9,80)

Dortmund 1985

Genre: Krimi

Daß ihm an einem Tag ein und dieselbe Leiche gleich zweimal begegnen würde, hatte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgemalt.

Und schon gar nicht an einem Tag, an dem in bürgerlichen Kreisen mit einer Träne im Knopfloch und mit gesenkter Stimme dieses Fest der Liebe und Freude so ausgiebig gefeiert wird. (S. 7)

Frank Billstein soll seinen Zivildienst in der Gemeinnützigen Werkstatt für Behinderte ableisten, und er nutzt die dortige feudale Weihnachtssoiree für die Honoratioren der Stadt, um seine künftige Wirkungsstätte kennenzulernen. Weil er ein menschliches

Bedürfnis verspürt, sucht er im Untergeschoß nach einem Ort der Erleichterung.

Am Fuß der Treppe war eine Tür. Er öffnete sie und trat ein. Halbdunkel. Es dauerte einige Zeit, bis sich seine Augen an das schummrige Licht gewöhnt hatten. In der Ferne sang ein Kinderchor „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Ein Klo war das eindeutig nicht. Allerdings war seine Neugier nun auch drängender als seine Blase. Frank tastete an der Innenseite des Türrahmens nach einem Lichtschalter. Im Hintergrund hörte er das Publikum applaudieren. An der Decke des Raumes hing eine einsame nackte Glühbirne an, schwach zu leuchten. Sie warf Licht auf eine Gestalt, die am Ende des Raumes, der Mauer zugewandt, saß. Still und bewegungslos. Im Rollstuhl. „Hallo, was machen Sie hier?“ Die Gestalt blieb regungslos. „Ist vielleicht ein Karzer für aufmüpfige Behinderte“, dachte er gegen eine aufsteigende Beklemmung an. Er trat näher. Der Rollstuhl stand halb zur Wand geschoben, als habe ihn je-

mand hastig hingestellt, um anschließend schnell wieder zu verschwinden.

Er griff zu, zog das Gefährt etwas zur Seite und blickte in das Gesicht eines Toten.

Frank dachte erst einmal überhaupt nichts. Dann fiel ihm ein, daß dies seine erste Leiche war. „Wenigstens hat er die Augen zu“, stellte er fest. Merkwürdige Erleichterung.

Der Kopf des jungen Mannes lag verrenkt auf der Schulter. Der Mund war leicht geöffnet. (S. 10)

Leider ist Frank in einer Besenkammer gelandet, die offenbar zum Abstellen kürzlich verstorbener Behinderter mittels Rollstuhl dient. Eine Wunde am Hinterkopf des jungen Mannes verdeutlicht Frank die Todesursache.

Ein Geraune ging durch die Versammlung der Kunstgenießer. Niemand wußte, was los war. Frank stellte sein Glas ab und folgte einigen Mutigen, die vom Festsaal aus in die Halle stürzten. Er sah zwischen ihnen hindurch und am Fuß

der Holztreppe, die nach oben führte, einen Rollstuhl liegen. Daneben ein Körper. Jemand rief: „Mein Gott, einen Arzt! Ist hier denn nirgendwo ein Arzt?“

Ein älterer Mann in Frack und Fliege kämpfte sich zur Treppe vor. „Bitte! Ich bitte Sie! Lassen Sie mich durch, ich bin Arzt ...“

Frank drängelte hinter dem Arzt her. Er wußte genau, in welches Gesicht er blicken würde, als der Arzt den leblosen Körper am Fuß der Treppe sachte umdrehte. Er sah die geschlossenen Augen und die kurzen blonden Haare mit den vielen Wirbeln.

Der Tote lag da, als sei er vor wenigen Sekunden die Treppe heruntergestürzt. Ein Leiche, die im Rollstuhl die Treppe hinauffährt und dann von oben herunterfällt! „Er hat noch laut geschrien, der Ärmste“, schluchzte eine ältere Frau, die einen toten Fuchs um den Hals trug, dessen Glasaugen unbeteiligt in die Runde schauten. (S. 13)

Dass man eine so würdevolle Feier mit dem Abtransport eines eben Verstorbenen nicht stören will, das könnte selbst Frank begreifen. Warum man aber den Toten samt Rollstuhl eine steile Treppe hinabstößt und dann den herbeigerufenen Arzt auf Unfall befinden lässt, das ist Frank absolut unerklärlich.

Später wird Frank herausfinden, dass der untersuchende Arzt, ein Dr. Alfons Meyerbrink, zusammen mit dem Heimleiter Werner Maria Knoll Geschäftsführer der Behindertenwerkstätte ist, was seine Expertise in ein schiefes Licht rückt. Aber was kann ein kleiner Zivi schon unternehmen, wenn ihn selbst die Polizei nicht ernst nimmt? Immerhin kann er auf eigene Faust Ermittlungen anstellen, die ihn zum verwitweten Vater des Toten, bei dem es sich um den neunzehnjährigen Jens Baumann handelt, führen, von dem Frank erfährt, dass sein Sohn zwar spastisch gelähmt, aber geistig voll auf der Höhe war.

Offenbar hat Knoll mitbekommen, dass sein neuer Zivi die fast schon militärisch gedrillten, Firmenaufträge ausführenden Behinderten ausfragt, denn Knoll wiederum

erkundet sich bei Franks Vater, ob Jens irgendwelche Aufzeichnungen hinterlassen habe. Das ist leider nicht der Fall, wie auch Frank feststellen muss, denn Jens hatte zwar ein gutes Gedächtnis, konnte aber aufgrund seiner Behinderung nur mühevoll schreiben.

Immerhin bringen Franks Recherchen im Zeitungsarchiv zutage, dass Knoll regelmäßig großartige Projekte anzukündigen pflegt, die dann jedoch sangundklanglos untergehen. Frank kombiniert nun messerscharf, dass Knoll etwas Gravierendes zu verbergen hatte und Jens ihm auf die Schliche gekommen war, was zum verfrühten Ableben des Letzteren führte. Frank ahnt zwar, dass er sich selbst auch in Gefahr begibt, bohrt aber unermüdlich weiter.

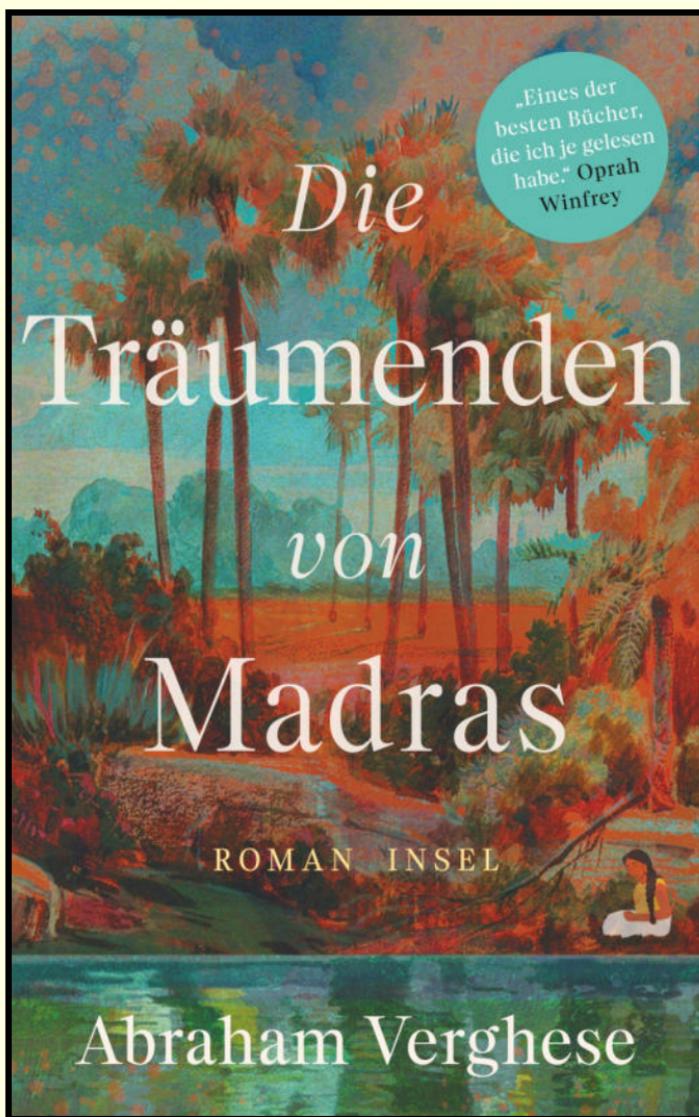
Nächstenliebe zahlt sich aus ist ein ausgesprochen unterhaltsamer und lesenswerter Krimi mit einem ernsten Hintergrund, nämlich der Ausbeutung Behinderter.

Laut Wikipedia soll es sich bei „Pit Murad“ um ein Pseudonym von Gabriella Wollenhaupt handeln, was aber nicht unbedingt zutreffen muss. Pit Murad behandelt zwar ein ähnliches Thema wie seine be-

rühmtere Kollegin, er erzählt aber sehr viel harmoniesüchtiger als die auf Krawall gebürstete Maria Grappa. Gabriella Wollenhaupt bekennt sich jedenfalls auf ihrer Website gabrielle-wollenhaupt.de nicht zu diesem Werk. Und im Roman selbst gibt es eine explizite Lebensbeschreibung des Autors.

Pit Murad, geboren 1962, leistete ab 1982 seinen Zivildienst in einer Behindertenwerkstatt. Er studiert heute Pädagogik in München. „Nächstenliebe zahlt sich aus“ ist sein erster Krimi. (S. 2)

Sollte das wirklich von Gabriella Wollenhaupt gefaked sein, dann müsste man auch alles anzweifeln, was über die Autorin selbst zu lesen ist.



„Eines der
besten Bücher,
die ich je gelesen
habe.“ Oprah
Winfrey

Die
Träumenden
von
Madras

ROMAN INSEL

Abraham Verghese

Abraham Verghese [1955–]

Die Träumenden von Madras

(The Covenant of Water, 2023)

Insel it 5067 (TB 896 S./€ 15,00)

Berlin 2025, 3. Auflage

Aus dem Englischen von Eike Schönfeld

Genre: Drama

Sie ist zwölf Jahre alt, und am Morgen wird sie verheiratet. Mutter und Tochter liegen auf der Matte, die nassen Wangen fest aneinander.

„Der traurigste Tag im Leben eines Mädchens ist ihr Hochzeitstag“, sagt ihre Mutter. „Danach wird es, so Gott will, besser.“

Bald hört sie, wie das Schniefen ihrer Mutter zu regelmäßigem Atmen wird, dann zu ganz leisem Schnarchen, das die verstreuten Nachtgeräusche von den Holzwänden, welche die Hitze des Tages abgeben, bis hin zum Scharren des Hundes auf dem sandigen Hof für das Mädchen in eine Ordnung bringt.

Ein Wechselkuckuck schreit: *Kezhek-ketha? Kezhekketha? Wo ist Osten? Wo ist Osten?* Sie stellt sich vor, wie der Vogel

auf die Lichtung hinabschaut, in der das rechteckige Strohdach auf ihrem Haus hockt. Er sieht die Lagune davor und den Bach und das Reisfeld dahinter. Das Geschrei des Vogels kann Stunden dauern, ihnen den Schlaf rauben ... doch da bricht es abrupt ab, als hätte sich eine Kobra an ihn herangeschlichen. In der darauffolgenden Stille singt der Bach kein Schlaflied, er grollt nur über die glatt geschliffenen Kiesel. (S. 11)

Wir befinden uns im Jahr 1900 im Fürstentum Travancore in Südindien. Die zwölfjährige Mariamma vom Stamm der Matayali hat ihren Vater, einen christlichen Priester, verloren und steht seither ebenso wie ihre Mutter unter der Obhut ihres Onkels. Und dieser Onkel hat nun befunden, dass Mariamma einen vierzigjährigen Mann namens Appachen heiraten soll.

Das Zuhause der jungen Braut und ihres verwitweten Bräutigams liegt in Travancore an der Südspitze Indiens, eingezwängt zwischen dem Arabischen Meer und den Westghats – dem langen

Gebirgszug, der parallel zur Küste verläuft. Das Land ist geprägt vom Wasser, und seine Bewohner sind durch eine gemeinsame Sprache vereint: Malayalam. Wo das Meer auf weißen Strand trifft, schiebt es Finger ins Land, um sich mit den Flüssen zu vereinen, die sich die grün bedachten Hänge der Ghats hinabwinden. Es ist die Phantasiwelt eines Kindes aus Bächen und Kanälen, ein Gitterwerk aus Seen und Lagunen, ein Labyrinth aus Altwassern und flaschengrünen Lotusteichen: ein riesiger Kreislauf, denn wie ihr Vater immer sagte, alles Wasser ist verbunden. Es brachte ein Volk hervor – die Malayali –, so beweglich wie das flüssige Medium um sie herum, die Gesten fließend, ebenso die Haare, stets bereit, sich vor Lachen auszuschütten, wenn sie von diesen zu jenen Verwandten fahren, wie Blutkörperchen in einem Gefäßsystem pulsieren und schweifen, angetrieben vom großen schlagenden Herzen des Monsuns. (S. 22)

Mariamamma zieht nach der Trauung ins Heim des Ehemanns, wo sie von dessen älterer Schwester Thankamma fürsorglich betreut wird. Beide kümmern sich um JoJo, den zweijährigen Sohn der verstorbenen ersten Ehefrau, die der Mann offenbar sehr geliebt hat.

Im Jahr 1903 vollzieht der Mann zum ersten Mal den Beischlaf, und im Jahr 1908 bringt Mariamma eine behinderte Tochter zur Welt.

JoJo ist mittlerweile zehn Jahre alt und ein fröhlicher Junge, der allerdings jeglicher Art von Wasser sorgsam aus dem Weg geht.

An einem Dienstag rennen die Kinder, nachdem sie an zwei Regentagen eingesperrt waren, hinaus, um im Fluss zu schwimmen. Daher bilden nur die ganz kleinen das Publikum, als JoJo auf einen Baum steigt, eine Liane packt und sich hinausschwingt. Doch seine Hände rutschen auf der nassen Liane ab, als er zu seinem Salto ansetzt. So bekommt er bei der Landung Übergewicht, und sein Schwung zwingt ihn, vorwärtszu-

rennen, wodurch er mit dem Gesicht voraus in einen flachen Drainagegraben randvoll mit Regenwasser fällt. Die Kinder klatschen dieser Landung Beifall wie auch der zusätzlichen Komik, dass Jojo nicht gleich aufsteht, sondern im Wasser wie ein Fisch am Haken herumplanscht. Sie schütten sich aus vor Lachen, halten sich den Bauch. Dieser Jojo! Was der alles kann! Aber als Jojo nicht aufsteht, sind sie gelangweilt und trolen sich nach und nach.

„Jojo versteckt sich im Wasser, er will nicht spielen“, berichtet einer Big Amachi.

Sie lächelt, eingelullt vom Stillen Baby Mols. (S. 91)

Die Kinder berichten Mariamma, dass Jojo in einen flachen Wassergraben gefallen ist und nicht aufstehen will. Zuerst begreift Mariamma die Bedeutung dieser Mitteilung nicht, aber dann springt sie erschrocken auf, eilt zu Jojo und versucht ihn wiederzubeleben – aber vergeblich.

Jetzt erfährt Mariamma zum ersten Mal, dass es in der Familie einen alten Fluch ge-

ben soll, wonach sich die Mitglieder vom Wasser fernhalten müssen, wenn sie nicht sterben wollen.

Die Träumenden von Madras erzählt die wechselvolle Geschichte einer südindischen Thomas-christlichen Familie vom Jahr 1900 bis 1977, festgemacht an Mariamma, die von einem ängstlichen kleinen Mädchen zu einer lebensklugen Großmutter wird. Begleitend erfahren wir die großen Umwälzungen in Indien von der Britischen Herrschaft über die Teilung des Subkontinents bis zur demokratischen Selbstverwaltung.

Abraham Verghese, der selbst indischer Abstammung ist, lässt in seinen Roman einige autobiographische Elemente einfließen. Seine Kenntnis der Verhältnisse in seinem Herkunftsland und insbesondere der Mentalität der Sünder verleihen dem Roman eine besondere Authentizität. Darüberhinaus spürt man in jedem Satz Vergheeses innige Liebe zu Indien und seiner Kultur, auch wenn er selbst in den USA lebt und dort als Professor an der Stanford University lehrt.

Olaf Stapledon

LETZTE UND ERSTE MENSCHEN

Last and First Men



**Olaf Stapledon [William Olaf Stapledon,
1886–1950]**

Letzte und erste Menschen

(Last and First Men, 1930)

DvR (PB 322 S./€ 22,50)

Lüneburg 2025

**Aus dem Englischen von Dieter von
Reeken**

Genre: Science Fiction

Dieses Buch hat zwei Autoren; der eine ist ein Zeitgenosse seiner Leser, der andere ein Bewohner eines Zeitalters, das diese die ferne Zukunft nennen würden. Das Gehirn, das diese Sätze er-sinnt und schreibt, lebt in der Zeit Einsteins. Doch ich, der wahre Inspirator dieses Buches, ich, der es in diesem Gehirn gezeugt hat, ich, der die Vorstellung dieses primitiven Wesens beeinflusst, lebe in einem Zeitalter, das für Einstein in der sehr fernen Zukunft liegt.

Der eigentliche Autor glaubt, er erfinde lediglich ein fiktives Werk. Obwohl er versucht, eine plausible Geschichte zu erzählen, glaubt er sie weder selbst,

noch erwartet er, dass andere sie glauben. Und doch ist die Geschichte wahr. Ein Wesen, das Sie einen zukünftigen Menschen nennen würden, hat das gefügige, aber kaum ausreichende Gehirn Ihres Zeitgenossen in Beschlag genommen und versucht, seine vertrauten Prozesse für einen fremden Zweck zu lenken. So nimmt eine zukünftige Epoche Kontakt mit Ihrem Zeitalter auf. Hören Sie geduldig zu; denn wir, die Letzten Menschen, möchten ernsthaft mit Ihnen kommunizieren, die Sie Mitglieder der ersten menschlichen Spezies sind. Wir können Ihnen helfen, und wir brauchen Ihre Hilfe. (S. 14)

Die Erde besteht schon Milliarden von Jahren, und wir kennen dank der Wissenschaft die Geschichte des Lebens von Anbeginn. Damit wir auch das künftige Schicksal der Menschheit über die kommenden Milliarden Jahre hinweg erfahren, haben die Letzten Menschen Kontakt mit dem Autor aufgenommen und ihm auf telepathischen Weg das vorliegende Geschichtsbuch übermittelt.

Die nähere Zukunft wird von großen Kriegen bestimmt, die in einen Weltstaat münden. Nach der Ausplünderung des Planeten bricht die Zivilisation zusammen, erhebt sich aber neu bis zu einer Katastrophe, die die Erde bis auf die Pole unbewohnbar macht. Hier verwandeln sich die letzten der Ersten Menschen in die neuen Zweiten Menschen.

Die Zweiten Menschen entstehen in zehn Millionen Jahren und unterscheiden sich äußerlich und innerlich von uns. Ihre friedfertige Zivilisation wird in einem Krieg mit den Marsianern zerstört.

Die Dritten Menschen unterscheiden sich wiederum sehr von den Zweiten; ihr Ziel ist es, einen Vierten Menschen hervorzubringen, der nur noch aus einem gewaltigen Gehirn besteht.

Es kommt zum Konflikt zwischen den Dritten und den Vierten Menschen, der damit endet, dass die Vierten Menschen begreifen, dass der Mensch einen Körper braucht.

Die Vierten Menschen züchten einen Fünften Menschen, der nicht nur seine Vorgänger ausrottet, sondern auch die Urein-

wohner der Venus, denn die Erde ist mittlerweile unbewohnbar geworden.

Die Sechsten Menschen fallen auf eine primitive Zivilisationstufe zurück.

Die Sieben Menschen sind kleine, geflügelte Kreaturen, aus denen sich schließlich die erdgebundenen, Technologie-affinen Achten Menschen entwickeln.

Die Neunten Menschen sind klein und robust, um der hohen Anziehungskraft des Neptun widerstehen zu können. Die Zehnten, Elften, Zwölften und Dreizehnten Menschen ähneln Tieren mehr als intelligenten Lebewesen.

Die Vierzehnten, Fünfzehnten, Sechzehnten und Siebzehnten Menschen vollziehen auf dem Neptun die gleichen Entwicklungsschritte wie ihre Vorgänger auf der Erde.

Die Achtzehnten und Letzten Menschen sind schließlich vollkommene Exemplare ihrer Gattung, Philosophen und Künstler.

Doch nun ist die Entwicklung des Menschen zu Ende, denn die Sonne bricht in einer Supernovaexplosion aus und zerstört alles Leben im Solaren System. Zuvor hatten die Achtzehnten Menschen allerdings

ihre Gene in einer Art Samenkampseln über die gesamte Galaxis verstreut, in der Hoffnung, dass einige wenige dieser Ausgesandten einen bewohnbaren Planeten finden und dort wieder eine Menschheit begründen könnten.

Wie man schon aus der Inhaltsbeschreibung sieht, ist *Letzte und Erste Menschen* weniger ein Roman als vielmehr ein Geschichtsbuch, wenn auch eines der Zukunft. Olaf Stapledon bedient sich dabei gewissermaßen eines logarithmischen Zeitstrahls, das heißt, jeder Abschnitt misst ein Vielfaches des vorherigen: Während die nähere Zukunft noch in Jahren beschrieben wird, weitet sich die Berichterstattung auf Jahrhunderte, Jahrtausende, Jahrmillionen und schließlich Jahrmilliarden aus.

Auf der einen Seite kann man nicht sagen, dass Stapledon von einem besonderen Optimismus beseelt wurde, was die Zukunft des Menschen angeht, denn es herrschen Kriege, Katastrophen, Fehlentwicklungen und Rückschritte vor.

Auf der andern Seite aber muss man ihm aber doch zubilligen, dass er der Menschheit ein Überleben bis zum Tod der Sonne

zugesteht. Demgegenüber sieht man heute die Zukunft der Menschheit deutlich düsterer als Stapledon Ende der 1920er Jahre: Mal wird die gesamte Erde zusammen mit allem Leben von einem weltumspannenden Atomkrieg vernichtet, mal wird die Menschheit von einer uneindämmbaren Seuche ausgelöscht, mal entbrennt die Erde einem menschengemachten Höllenfeuer.

Was Stapledon seinerzeit nicht bedacht hat, ist, dass seine Science-Fiction-Kollegen wenig später auf die Idee verfallen könnten, mit Raumschiffen zu anderen Sternen zu reisen und so das Überleben der Menschheit zu sichern: Wer Jahrtausende lang den Neptun besiedeln kann, der kann auch die lange Reise zu Alpha Centauri oder anderen Sternen wagen.



Brian Moore
Dillon

Roman · Diogenes

Brian Moore

Dillon

(Lies of Silence, 1990)

Diogenes 22 580 (TB 258 S./€ 8,90)

Zürich 2003/50

Aus dem Englischen von Otto Bayer

Genre: Kriminaldrama

„Nein, hör du zu. Wenn du nächste Woche nach London fliegst, komme ich mit. Keogh sitzt in London. Das ist dieser Ami, der für alle unsere europäischen Hotels zuständig ist. Er war's auch, der mich damals gebeten hat, wieder hierher zu kommen und das Clarence zu übernehmen. Ich habe hier gute Arbeit geleistet, und die wissen das. Er findet bestimmt etwas für mich in London. Natürlich nicht gleich wieder als Direktor.“ (S. 13)

Michael Dillon arbeitet in den 1980er Jahren als Hoteldirektor in Belfast und ist mit der Journalistin Andrea Baxter liiert. Sein Problem ist, dass er einerseits von Andrea nicht lassen kann, sich andererseits aber auch von seiner Frau Moira nicht trennen

will. Aber als Andrea einen neuen Job in London bekommt, verspricht er, seinen Beruf aufzugeben und ihr zu folgen.

Gerade als er abhob, erklangen hinter ihm Schritte.

„Auflegen!“ befahl eine Stimme. „Und bleiben Sie, wo Sie sind.“

Ein Lichtstrahl schien ihm blendend ins Gesicht. „Wo ist der Schalter?“ fragte eine zweite Stimme. Es waren die Stimmen junger Männer, klanglos, mit nordirischem Akzent. Der Lichtstrahl kam näher. Die Dielenleuchte ging an.

Vor ihm stand mit einer Taschenlampe in der einen und einem Revolver in der anderen Hand eine verummte Gestalt, das Gesicht unter einem wollenen Kopfschützer, dessen Augenlöcher so weit ausgeschnitten waren, daß man darunter noch die Wangenknochen sah. Er trug Wollhandschuhe, ein billiges blaues Westernhemd mit metallenen Bügelverschlüssen, verwaschene Jeans und Turnschuhe. Hinter ihm stand beim Lichtschalter eine zweite, ähnlich ver-

mummte Gestalt, ebenfalls mit einem Revolver im Anschlag. (S. 39)

Doch alle Pläne Dillons werden nichtig, als er in seinem Haus von maskierten Männern überfallen wird. Die IRA stellt ihn vor die Wahl, entweder sein mit einer Bombe versehenes Auto vor seinem Hotel zu parken oder zusehen zu müssen, wie seine Frau ermordet wird.

Dillon ist ein interessantes Kriminaldrama um die Frage, wem die Loyalität eines Hoteldirektors gehört, seiner Frau oder seiner Geliebten.

Ross
Macdonald
Blue City



Diogenes

*Macdonald, Ross: Blue City

Ross Macdonald [Kenneth Millar, 1915–1983]

Blue City

(*Blue City*, 1947)

Diogenes 21 317 (TB 250 S./DM 12,80)

Zürich 1992/60

Aus dem Amerikanischen von Christina Sieg-Welti und Christa Hotz

Genre: Krimi

Wenn man sehr lange nicht in der Stadt gelebt hat, in der man aufgewachsen ist, dann denkt man an sie und spricht von ihr, als wäre die Luft dort frischer als anderswo. Und wenn man einem Menschen aus dieser Stadt begegnet, fühlt man sich ihm verbunden, bis der Gesprächsstoff ausgeht und einem keine Namen mehr einfallen. (S. 5)

All the time you've been away from a town where you lived when you were a kid, you think about it and talk about it as if the air there were sweeter in the nostrils than other air. When you meet

a man from that town you feel a kind of brotherhood with him, till the talk runs down and you can't remember any more names.

John Weather war im Krieg und hat sich nach Friedensschluss mit allerhand Jobs durchgeschlagen, aber jetzt hat er den Entschluss gefasst, in seine heimatliche Kleinstadt im Mittelwesten zurückzukehren.

In einem Lokal kommt John ins Gespräch mit einem alten Mann.

„Wer ist dieser Allister?“ fragte ich den alten Mann. „Das wissen Sie nicht? Sie sind wohl noch nicht lange hier, wie? Mr. Allister ist der Bürgermeister dieser Stadt.“

„Er hat Ihnen mit Ihrer Altersrente geholfen? Scheint wirklich ganz in Ordnung zu sein.“

„Mr. Allister ist der beste Mensch in der ganzen Stadt.“ „Hier hat sich manches geändert“, bemerkte ich. „Früher war J. D. Weather derjenige, zu dem man gegangen ist, wenn man Hilfe gebraucht hat. Jeden Morgen sind die Leu-

te vor seinem Büro Schlange gestanden.“

„J. D. Weather ist ums Leben gekommen, bevor ich meinen zweiten Schlaganfall gehabt hab. Lassen Sie mich überlegen, das war im nächsten Juni vor zwei Jahren. Sie haben wohl früher in dieser Stadt gelebt, wie?“

„J. D. Weather ist ums Leben gekommen?“

„Ja, vor etwa zwei Jahren. Entschuldigen Sie mich.“

„Einen Augenblick. Wie ist er ums Leben gekommen?“ Ich legte meine Hand auf seinen Arm, der sich wie ein in Lumpen gewickelter Knochen anfühlte.

„Er ist eben umgekommen“, erklärte der alte Mann ungeduldig. „Jemand hat ihn erschossen.“

„Um Gottes willen! Wer hat ihn erschossen?“

„Lassen Sie mich los, Junge. Ich hab Bier getrunken.“ (S. 12)

„Who is this Allister?“ I asked the old man.

„You don't know who Mr. Allister is? You haven't been around here long, have you? Mr. Allister is the Mayor of this town.”

„And he helped you with your pension? He must be a pretty good egg.”

„Mr. Allister is the finest man in this town.”

„Things have changed around here,” I said. „It used to be that J.D. Weather was the man to go to when you needed help like that. He used to have a line-up at his office every morning.”

„J.D. Weather got killed before I had my second stroke. Let me see, that was two years ago this coming June. You used to live in this town, eh?”

„J.D. Weather got killed?”

„Yeah, about two years ago. Excuse me.”

„Wait a minute. How did he get killed?” I put my hand on his arm, which felt like a bone wrapped in rags.

„He just plain got killed,” the old man said impatiently. „Somebody shot him and he died.”

„For Christ's sake! Who shot him?”

„You got to let me go, son. I been drinking beer.“

J. D. Weather, Johns Vater, war der außerordentlich beliebte Bürgermeister der Stadt. Dass er auf offener Straße erschossen wurde und ein Freeman Allister sein Nachfolger geworden ist, hört John zum ersten Mal.

Kurz darauf wird McGinnis, wie der alte Mann heißt, auf dem WC überfallen. John schreitet ein und schlägt die beiden Kerle brutal zusammen.

„Gibt es in der Bar ein Telefon?“

„Ja.“ „Dann rufen Sie die Polizei. Ich werde so lange hierbleiben und die Kerle festhalten.“

Er sah mich überrascht an und kaute auf seinem blutigen Schnurrbart herum.

„Die Polizei anrufen?“

„Die haben Sie doch bestohlen, oder etwa nicht? Also gehören sie hinter Gitter.“

„Das schon“, meinte der alte Mann. „Aber die Polizei macht doch gemeinsame Sache mit diesen Kerlen.“

„Kennen Sie sie denn?“

„Nur vom Sehen. Ich glaub, die Polizei hat sie vor zwei Jahren als Streikbrecher in die Stadt gebracht. Nachher sind sie dann hiergeblieben.“

„Was ist denn das für eine Sorte Polizei in dieser Stadt?“

„Diese Sorte.“ (S. 14f)

„Is there a phone in the bar?“

„Yeah.“

„Then go and phone the police. I'll stay here and keep 'em quiet.“

He looked at me in surprise, and chewed his bloodstained mustache. „Phone the police?“

„They robbed you, didn't they? They should be behind bars.“

„Maybe so,“ the old man said. „But these fellows have an in with the police.“

„You know them?“

„I've seen 'em around town. I think the cops brought 'em in for strikebreakers two years ago. They been here ever since.“

„What kind of a police force does this town have, anyway?“

„That kind.“

Von McGinnis erfährt John, dass die hiesige Polizei durch und durch korrupt ist – nicht einmal den Mord an seinem Vater wollte sie aufklären. Sein Vater hat nach dem Tod seiner Mutter bald wieder geheiratet, hört John, und die jetzige Mrs. Weather ist die Alleinerbin den großen Weather-Vermögens, das von einem Mr. Kerch verwaltet wird.

John ist fest entschlossen, den Mörder seines Vaters zu finden, auch wenn er sich mit J. D. ganz und gar nicht verstanden hat, und begibt sich ins Weather House, das jetzt zu seiner Überraschung Sanford Hotel heißt – seine Mutter hat es an den jetzt wichtigsten und reichsten Mann der Stadt, Alonzo Sanford, verkauft.

Sanford gibt sich auf John Fragen hin recht jovial.

„Wer hat ihn umgebracht?“

„Das Verbrechen wurde nie aufgeklärt, obwohl wir alles getan haben, was wir konnten. Ihr Vater stand mir

einmal sehr nahe. Sein Tod war für mich ein schwerer Schlag.“

„Er hat Ihnen aber das Weather House eingebracht. Es gibt jetzt wohl nicht mehr viel in der Stadt, was Ihnen nicht gehört.“

Er schlürfte seinen Whisky-Soda und sah mich über den Rand seines Glases hinweg kalt an. „Wie ich schon sagte, kann ich verstehen, daß Sie ein bißchen verbittert sind, Johnny. Schließlich hat Ihnen Ihr Vater keinen Cent hinterlassen. Trotzdem halte ich es für unklug von Ihnen, Ihre potentiellen Freunde zu brüskieren. Ich war bereit, mich Ihnen gegenüber durchaus wohlwollend zu zeigen.“

„Von Ihrem Wohlwollen kann ich mir nichts kaufen. Meinem Vater hat es nicht viel genützt. Und Ihre kleine Drohung erschreckt mich nicht besonders. Sie können mich mit Ihrem Geld nicht einschüchtern, ehe ich nicht zu Ihnen komme, um Sie um etwas zu bitten.“
(S. 24)

„Who killed him?“

„The crime was never solved. We all did what we could. You must know that your father and I were quite close at one time. His death was a rude shock to me.”

„It got you the Weather House. There can't be much of the town you don't own by now.”

He sipped his highball and looked at me coldly over the rim of the glass. „As I said before, I can understand your being a little bitter, Johnny, inasmuch as your father's will cut you off without a cent. Still, I think it's unwise of you to insult your potential friends. I was prepared to be quite sympathetic towards you.”

„Your sympathy isn't negotiable. It didn't do my father much good. And your little threat isn't very frightening. You can't browbeat me with money till I come asking you for something.”

Sanford versucht, John für sich einzunehmen, was ihm aber nicht gelingt. John begibt sich als nächstes zu Inspektor Ralph Hanson, um ihn zu den Ermittlungen über

den Mord an seinem Vater zu befragen, aber es ist offensichtlich, dass Hanson zu eingeschüchtert ist, um objektiv handeln zu können.

„Wollen Sie, daß Ihre Kinder in einer Stadt aufwachsen, wo die Polizisten genauso schlimm sind wie die Verbrecher? Wollen Sie, daß sie einmal herausfinden, daß ihr Vater zu diesen Polizisten gehört, und bei dem Geschäft auch noch ganz gut verdient? Merkwürdig, daß Sie in dieser Stadt nicht wenigstens für Ihre Kinder aufräumen wollen.“ (S. 33)

„You want your kids to grow up in a place where the cops are as crooked as the crooks? You want them to find out that their old man is one of those cops, and getting along pretty nicely in a setup like that? It's funny you wouldn't want to clean the place up for your kids.”

John versucht vergeblich, Hanson ins Gewissen zu reden. Immerhin hat John von

ihm erfahren, dass der Revolver, mit dem sein Vater erschossen wurde, einem Altwarenhandler namens Kaufman gestohlen wurde. Kaufman ist der erste, der nicht zögert, John reinen Wein über die Zustände in der Stadt einzuschenken.

„Warum ist diese Stadt in der Entwicklung zwanzig Jahre zurückgeblieben?“ schnaubte Kaufman. „Die Arbeiter in den Gummifabriken sind unterbezahlt, müssen für fünfzehn bis zwanzig Dollar die Woche schuften. Wenn sie versuchen, etwas für sich zu tun, nimmt die Polizei die Anführer fest, bringt sie an den Stadtrand, gibt ihnen eine Tracht Prügel und jagt sie aus der Stadt. Spielautomaten, Billardsäle, Hurenhäuser anstelle von Sportanlagen und Jugendhäusern, mit deren Hilfe man die Jugendlichen davon abhalten könnte, Verbrecher zu werden. Hier gibt es einige der schlimmsten Elendsquartiere in ganz Amerika, die Alonzo Sanford hohe Mieten einbringen. Und warum bleibt das so? Weil Sanford und Weather dafür gesorgt haben, daß es so

bleibt. Ich glaubte schon, daß alles anders werden könnte, als Allister voriges Jahr sein Amt angetreten hat –“ (S. 49)

„Why is this town twenty years behind the times?“ he snorted. „Underpaid men and women in the rubber plants, working for fifteen-twenty dollars a week. They try to do something for themselves, and the cops take their leaders to the edge of town and give them a beating and send them up the road. Slot machines and poolrooms and whorehouses, instead of playgrounds and community houses to keep the juvenile delinquents from going delinquent. Some of the worst slums in the country, with Alonzo Sanford taking in high rents from them. Why do things stay that way? Because they conspired to keep ‘em that way. I thought things might start to be different when Allister got in the year before last—“

Zu seinem Entsetzen muss John erfahren, dass sein Vater zusammen mit Sanford verantwortlich für die Zustände in der Stadt

war. Der jetzige Bürgermeister Allister war zwar angetreten, die Korruption zu bekämpfen, hatte aber nach seiner Wahl alles wie gewohnt weiterlaufen lassen.

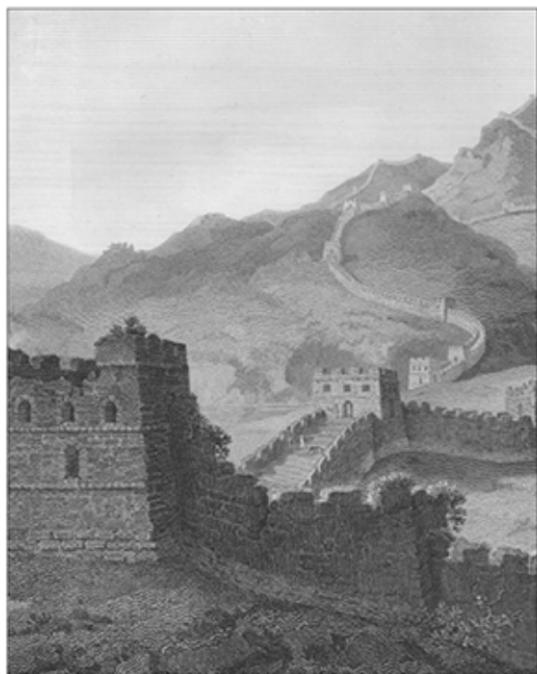
So nimmt John allein den Kampf gegen die übermächtigen Gegner auf, unterstützt nur von wenigen Freunden, von denen er sich nicht einmal sicher sein kann, ob sie ihn nicht hintergehen.

Blue City berichtet von dem erbarmungslosen Kampf eines Einzelnen gegen eine korrupte Clique. John ist ein zäher Bursche und besitzt einen unerschütterlichen Charakter, aber auch mit diesen Eigenschaften steht er auf nahezu verlorenem Posten – was er an Verletzungen und Foltern auszuhalten hat, das hätte drei andere Männer ins Grab gebracht.

Ross Macdonald erzählt in hochdramatischer Form eine fulminante Geschichte, die allerdings so zugespitzt ist, dass sie schon wieder ein wenig unglaubwürdig wirkt. Das ändert aber nichts daran, dass sein in der Tradition der Hardboiled Crime Novels stehender Roman ungemein mitreißend geschrieben ist und dem Leser kaum Zeit zum Atemholen lässt.

Blue City ist Kenneth Millars dritter Roman, den er 1947 noch unter seinem eigenem Namen veröffentlichte und der in jüngeren Auflagen unter seinem späteren, bekannteren Pseudonym Ross Macdonald verlegt wird.

Leo am Bruhl
DER BAUMEISTER



Dornbrunnen Taschenschmöker Sonderausgabe
Kollektion Leo am Bruhl - Band 4

***am Bruhl, Leo: Baumeister**

Leo am Bruhl []

***Kollektion Leo am Bruhl 4: Der Baumeister.
Abenteuerliche Geschichten***

**Gesammelt und herausgegeben von
Lars Dangel**

Edition Dornbrunnen (PB 148 S./€ 10,00)

Berlin 2025

Genre: Abenteuer

„Komme, Herr, wenn du Anjok retten
willst!“

„Was ist mit Anjok, Latschin?“

„Anjok ist sehr krank, Herr! – Aber
nicht so krank, dass du ihm nicht helfen
könntest. – Doch du musst dich beeilen,
Herr, wenn du Anjok nicht verlieren
willst.“

„Steht es so schlimm um ihn?“

„Ich, Herr, ich glaube es nicht.“

„Aber?“

„Der Schamane sagt es. Und du weißt,
dass der Schamane dein Feind ist und
Anjoks Feind. – Und wenn du nicht bald
kommst, wird der Zauberer bei dem

Kranken sein.“ (S. 12, „Abenteuer in Sibirien“)

Der Erzähler besitzt ein Lager in Sibirien am Fluss Pala, das von seinem Mitarbeiter Anjok bewacht wird. Ein Bote warnt den Erzähler, dass Anjok in Gefahr sei, weil ihm der Schamane nach dem Leben trachte. Der Jakugira, bei dem sich der Erzähler aufhält, rät ihm, Anjok nicht zu rächen, falls er ihn nicht mehr lebend antrifft, denn Gewehre können töten, aber nicht lebendig machen.

Kein Weg und kein Wegzeichen, nichts, das eine Richtung anzeigen könnte. Aber Latschin fährt, Latschin lenkt. Hin an den eiserstarrten Pala, an meine nördlichste Station, zu Anjok, dem Alten.

Zu Anjok dem Alten, um ihn vor dem Mediziner zu bewahren und vor dem – Kamitok! Vor dem Erdrosseltwerden ... (S. 14f)

Der Erzähler kommt mit seinem Begleiter Latschin mit Hilfe von Hundeschlitten an – aber zu spät.

Einen Blick werfe ich hinunter auf den Versammlungsplatz der Tschuktschen: – Männer im Kreis, trunken sich wiegend – der Schamane, langsam tanzend, hämisch, höhnisch. – In der Mitte des Kreises ein lebloser Körper, die Brust geöffnet, die Luftröhre durchschnitten – Blut. – Um den Hals des toten Anjok der Lederriemen, mit dem sie ihn erwürgt haben: Kamitok! Liegend schiebe ich den Flintenlauf über die linke Hand.

Latschin stößt mich zurück. Die mahnenden Worte des Jakugiren fallen mir ein. Sinnlos. – Für die da unten hat der Schamane recht getan. Vielleicht hat Anjok es schließlich so gewünscht. – Denn, wenn der Tod nahe ist, unvermeidlich nach Ansicht des Schamanen, dann wartet man das Ende nicht lange ab. – Riemen um den Hals! Drei Männer ziehen! – Ein Röcheln, aus! –

Und der, den der Schamane hasst, ist bald reif zu solchem Kamitok. Sobald er krank ist. – Den alten Anjok hat er gehasst, ihn und mich, den Weißen, der ihm die Macht nehmen will, der die

Götter vertreibt mit seinem ... Kreuz.
(S. 15f)

Der Erzähler verzichtet darauf, Rache zu nehmen und bestellt Latschin zum Wächter über die Station, ohne zu wissen, ob der Schamane diesen am Leben lassen wird.

Hung-li, der alte, seit Jahren erprobte chinesische Führer, trat aus seinem Zelt. Als er mich sah, kam er langsam, wie überlegend noch, auf mich zu und sagte leise:

„Ich vergaß, dir zu sagen, Herr, dass wir in dieser Nacht nicht schlafen werden. Der Wind ist umgesprungen und kommt von Süden, vom Stein des Abidan her. Die Geister der Toten lassen uns nicht ruhen.“ (S. 22f, „Der Baumeister“)

Der Erzähler hält sich im Norden Chinas auf und erfährt von seinem erfahrenen Führer eine Geschichte über den Bau der Großen Mauer.

„Der große Kaiser Tsin-schi-Hwang-ti hatte viel Kriege zu führen.

Von Norden her bedrohten die wilden Stämme das Reich und plünderten das Land bis fast vor die Tore der Hauptstadt. Die großen und tapferen Heere des Kaisers waren machtlos gegen die Räuber.

Da beschlossen die Ratgeber des Kaisers, die Steuern und Tribute nicht mehr zur Ausrüstung von Heeren zu verwenden, sondern mit den vielen pu und tao und den Silberbarren, die der Schatzmeister einnahm, eine ungeheure Mauer um das ganze Reich zu bauen.

So entstand der Plan zur Errichtung des Jagan-Kerme, der Großen Weißen Mauer, die du kennst, Herr. [...]“ (S. 23)

Der erste Baumeister sammelte zwar das Material für die Mauer, gab sich aber selbst den Tod, weil er nicht glaubte, das Werk nicht vollenden zu können. Ein fremdes Volk kam ins Reich der Mitte gezogen, und deren Führer bot sich an, die Mauer zu errichten, was ihm auch gelang. Doch infolge von Korruption waren Teile der Mauer

schlecht gefertigt, so dass man den Baumeister zu Tode stürzte. Ein heiliger Stein mit einer unverständlichen Inschrift kündigt von ihm.

Der Erzähler besichtigt den Stein und kann die Schrift lesen – sie ist in Hebräisch. Kurz darauf stürzt der Stein und die Prophezeiung, das mit dem Stein auch China untergehe, erfüllt sich, denn das Reich versinkt im Bürgerkrieg.

Plötzlich dann stieß Creighton einen zischenden Ruf aus und schleuderte mich mit einem heftigen Faustschlag von dem Loch fort. Ich taumelte, sah aber, dass sich Creighton bückte und aus der Vertiefung etwas heraufholte, das zuerst wie ein flacher Stein auf seiner Hand lag. – Im Nu war er von den Beamten umringt, die neugierig herandrängten. Als Letzter kam ich, um den Grund der Aufregung anzustarren. Creighton hatte unterdessen den vermutlichen Stein mit seinem Rockärmel abgerieben und zeigte uns jetzt eine blinkende, wundervoll verzierte Goldplatte, doppelt so groß wie eine Ta-

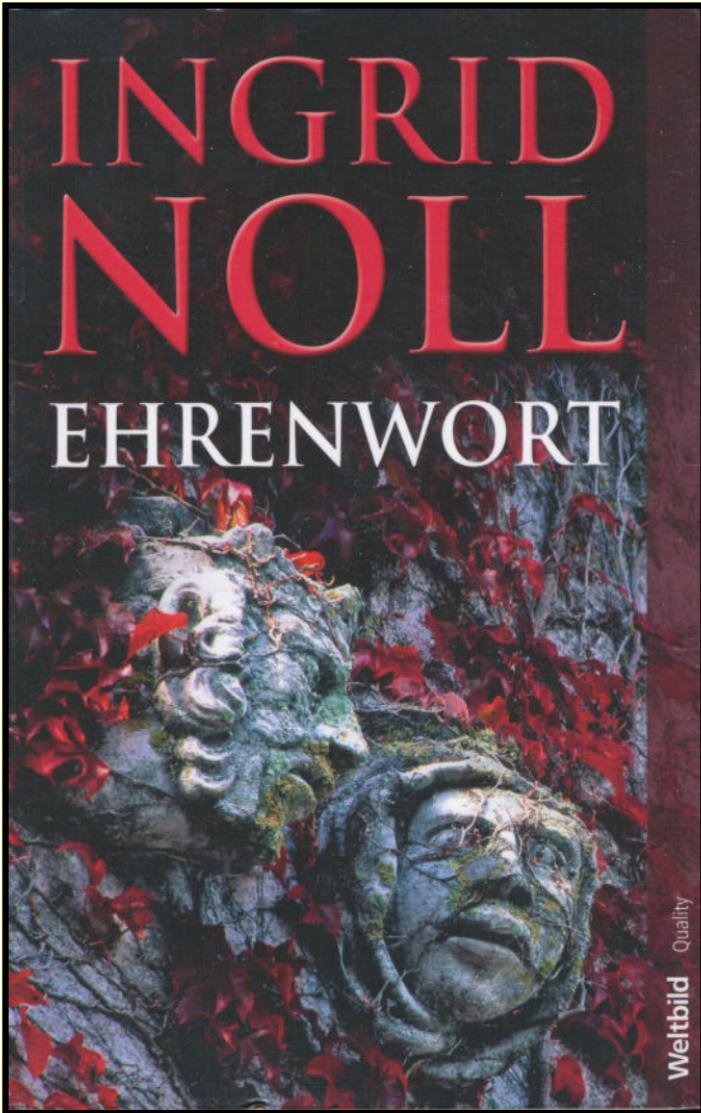
schenuhr. (S. 139f, „Skallagrims Goldfibel“)

Der Erzähler, der sich, um der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, Jim Corbett nennt, ist zusammen mit Jo Bennet, Creighton und dem Eskimomädchen Panningabluk in Nordalaska auf Pelztierjagd. Als Creighton Spuren der Hudson's-Bay-Gesellschaft entdeckt, verleitet er Jim, diesen zu folgen. Als die Beamten der Gesellschaft eingeholt sind, helfen ihnen die beiden Pelztierjäger beim Löchergraben, wobei Creighton eine Goldplatte zu entdecken vorgibt, die er den Beamten als „Skallagrims Goldfibel“ verkauft, der ja den alten Sagas nach Amerika entdeckt haben soll. Allerdings ist Creightons Fibel nur eine billige Imitation, was er Jim jedoch erst nach erfolgtem Handel verrät.

Nachdem die ersten drei Bände der Reihe *Kollektion Leo am Bruhl* phantastische Erzählungen brachten, die überwiegend bereits in den zwei großen Hardcoverbänden aus dem Dunkelgestirn-Verlag erschienen waren, präsentiert der vierte und letzte Band mit dem Titel *Der Baumeister* neue

Texte aus dem Bereich der Abenteuererzählungen, wobei sich hin und wieder ein kleiner phantastischer Einschlag findet.

Vor allem der erste Beitrag, „Abenteuer in Sibirien“, erstmals 1929 erschienen, zeigt das große erzählerische Talent dieses geheimnisvollen Meisters der Phantastik: Die Informationen, die der Icherzähler dem Leser bietet, beschränken sich auf das Notwendigste, so, als würde der Erzähler annehmen, sein Zuhörer wäre ein alter Freund, der über das nötige Hintergrundwissen bereits verfüge. Daher muss der Leser den Bericht mit großer Aufmerksamkeit verfolgen und jedes Stückchen Information verwerten, um sich ein Bild der Lage zu machen. Darüberhinaus zeigt die knappe, objektive und klare Sprache Leo am Brühl als frühen Vertreter der vollendeten Kurzgeschichte.



***Noll, Ingrid: Ehrenwort**

Ingrid Noll [1935–]

Ehrenwort (2010)

Weltbild (PB 272 S./€ xx)

Augsburg 2011

Genre: Krimi

Schon immer wollte der Großvater seinem Enkel gefallen und redete mit ihm in beinahe vertraulichem Ton, auch wenn seine Sprache längst aus der Mode gekommen war.

„Junge, ob du es glaubst oder nicht, ich war mal ein toller Hecht – so wie du –, und deine Großmutter eine kesse Biene!“ (S. 6)

Opa Willy Knobel ist schon neunzig, lebt aber nach dem Tod seiner Frau Ilse immer noch allein in seinem Haus in der Umgebung von Heidelberg. Seine Tochter weilt in Australien, und seinen Sohn Harald, der mit Petra verheiratet ist, mochte er noch nie. Das Schicksal scheint es zu fügen, dass Harald seinem Vater nachgerät, denn er wiederum mag seinen Sohn Max nicht, wäh-

rend seine Tochter Mizzi nach Berlin gezogen ist.

Irgendwie blieb alles immer gleich in einer Familie. Sein Großvater hatte zwei Kinder – Tochter und Sohn –, sein Vater ebenfalls. Beiden war die Tochter frühzeitig abhandengekommen, beide hielten ihren Sohn für einen Versager. Sein Papa hatte den eigenen Vater beklaut, Max hatte sich wiederholt bei Opa und Papa bedient. Ein Fluch, dachte er, dagegen ist man machtlos. Irgendein Urahn hatte vermutlich als Dieb am Galgen gezappelt und spukte jetzt aus Rache in den Genen seiner Nachkommen herum. (S. 30)

Obwohl Willy, ein ehemaliger Germanist, unglaublich rechthaberisch ist, versteht er sich mit seinem Enkel Max sehr gut. Das ist auch sein Glück, als er schwer stürzt und sich den Oberschenkelhals bricht, was in diesem Alter lebensbedrohlich ist.

Anfangs scheint sich Willy relativ gut zu erholen, bis ihn ein Lungenödem an den Rand des Todes bringt. So beschließt die

erbfreudige Familie, den Opa für seine letzten Tage bei sich aufzunehmen. Harald, ein nicht mehr als durchschnittlich korrupter Ingenieur bei der städtischen Baubehörde, hofft, seinen Vater nicht lange ertragen zu müssen. Der aus der Art geschlagene Max hätte eigentlich Arzt werden wollen, hat aber den Numerus Clausus nicht geschafft und studiert daher lustlos ein Geistesfach – aber er entdeckt eine Ader für Krankenpflege in sich und nimmt sich vorbildlich des Opas an.

Am Abend stieß Harald an der Haustür beinahe mit einer fremden Person zusammen, die einen dicken Schlüsselbund aus der Tasche zog und aufschloss.

„Hallo, ich bin die Jenny“, sagte sie und strahlte ihn an.

Verständnislos und wider Willen lächelte Harald zurück.

Dann erst sah er die weiße Hose und begriff. So weit war es schon gekommen, dass wildfremde Menschen einen Schlüssel zu seinem Haus besaßen. Doch er brachte es nicht fertig, diese

junge, fröhliche Frau anzuschmauzen. „Ihrem Vater geht es von Tag zu Tag besser“, plauderte Jenny, während beide in den Flur traten. „Ihr Sohn bemüht sich ja auch rührend um seinen Opa.“

„Und ich dachte, er liegt im Sterben“, sagte Harald verwundert.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte Jenny, „den kriegen wir schon wieder hin!“

Harald Knobel sagte nichts mehr. Voller Ingrimms hängte er seinen Mantel auf und verschwand erst einmal in seinem Arbeitszimmer. So haben wir nicht gewettet!, dachte er. (S. 55f)

Nicht nur Max, sondern auch die professionelle, tüchtige, junge, sympathische und gegenwärtig ungebundene Krankenpflegerin Jenny nimmt sich des Opas an, so dass es mit diesem gesundheitlich sichtlich aufwärts geht, auch wenn er gelegentlich Anzeichen von leichter Demenz zeigt.

Das verursacht bei Harald und Petra, die fest mit dem baldigen Ableben Willys gerechnet hatten, nennenswertes Unbehagen, und Harald schmiedet erste Pläne, seinen

Vater wieder auf den geraden Weg zu bringen.

Von wegen: Machen Sie sich keine Sorgen, den kriegen wir schon wieder hin! Wollte ihn sein Vater nur aus dem eigenen Haus hinausekeln?

Zum ersten Mal überlegte Harald ganz bewusst, wie man beim Ableben seines Vaters etwas nachhelfen könnte. Noch würde es der Hausarzt für selbstverständlich halten, wenn der Patient schwächer und schwächer wurde und nach längerer Nahrungsverweigerung friedlich entschlief. Also musste auf jeden Fall verhindert werden, dass Max dem Alten Wasser ans Bett brachte. (S. 57)

Nicht jeder Plan klappt sofort, muss Harald erfahren, und auch Petra muss aus Misserfolgen lernen. Unterdessen quälen Max ganz eigene Sorgen: Er wird von einem Schmalspurgangster namens Falko erpresst und muss diesem wöchentlich Geld abdrücken – was er, solange sein Opa noch in seinem eigenen Haus lebte, diesem abzu-

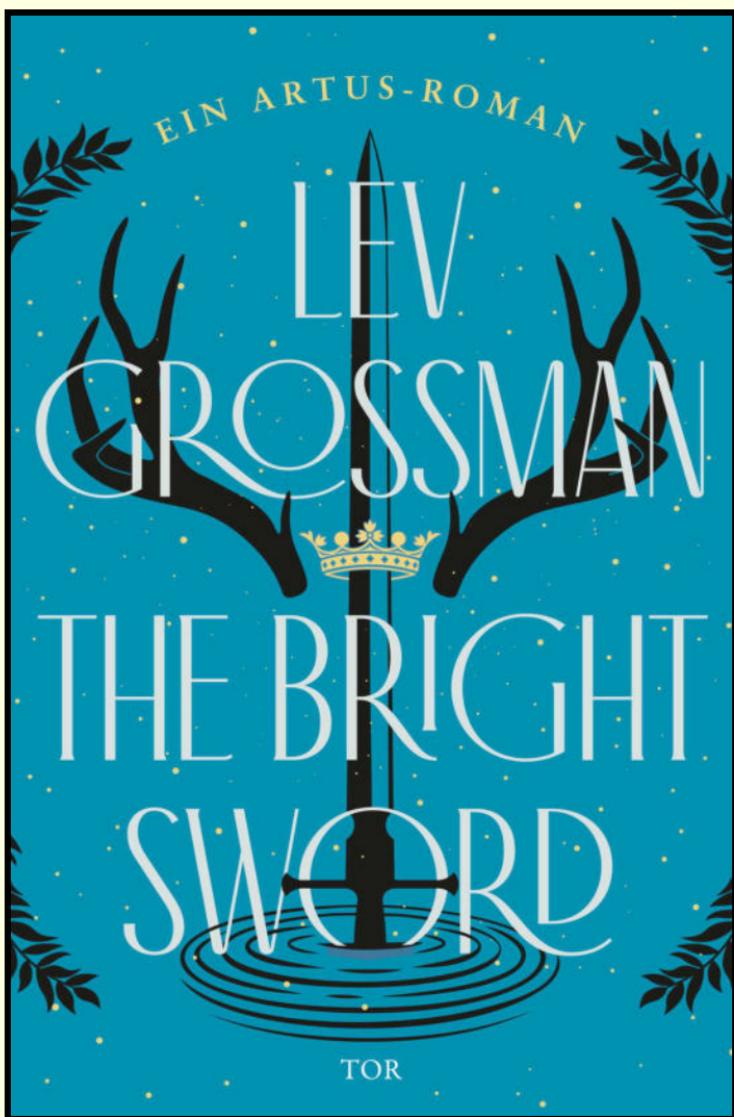
zwacken wusste. Immerhin zeigt Jenny wachsende Sympathien für den in Liebesdingen noch völlig unbeleckten Max.

Ehrenwort beginnt als Drama einer Familie, in der man über Generationen hinweg eine gegenseitige Abneigung pflegt. Doch bald schon drängen mörderische Absichten ans Licht, weil man einerseits den querulantischen Alten nicht länger ertragen will und weil man andererseits auf sein Vermögen, das sowohl aus Barwerten als auch aus einem schönen Häuschen besteht, hofft.

Der Sohn des Abzulebenden und dessen Frau sind ganz normale Bürger, die sich bis jetzt nichts auffällig Kriminelles zuschulden haben kommen lassen. Trotzdem gehen sie ohne alle Bedenken und sonders jeglicher Gewissensbisse ans Werk, dem Alten auf den Weg in die Nächste Welt weiterzuhelfen. In den biedersten Menschen scheint ein mörderischer Trieb zu lauern, der sogleich zum Vorschein kommt, wenn es gilt, einen besonderen Vorteil zu erwerben oder einen gravierenden Nachteil abzuwenden.

Ingrid Noll erzählt diese zunehmend dramatischer werdende Geschichte in einem scheinbar beiläufigen Tonfall, so, als

hätte sie an dem abscheulichen Vorhaben der Erben überhaupt nichts auszusetzen; aus diesem Gegensatz erwächst eine wunderbare feine Ironie.



Lev Grossman (1969–)

The Bright Sword

(The Bright Sword, 2024)

Fischer TOR (HC 720 S./€ 32,00)

Frankfurt a. M. 2025

Aus dem Amerikanischen von Heide

Frank und Alexandra Jordan

Genre: Historische Phantastik

Den Schwertknauf fest im Griff, zimmerte Collum dem anderen Ritter seinen Panzerhandschuh mit so viel Wucht ins Gesicht, dass seine Knöchel Dellen in den dunklen Tauschierungen hinterließen. Doch sein Gegner machte keinerlei Anstalten, hintenüberzukippen oder sich zu ergeben. Collum fluchte leise und schickte einen Tritt gegen das Bein hinterher, verfehlte es allerdings und stolperte beinahe, während der andere Ritter elegant herumwirbelte und ihm einen geschickten Hieb gegen den Schädel verpasste, dass ihm die Ohren klingelten. Er hätte tausend Pfund dafür gegeben, sich den Schweiß aus den Augen wischen zu können. Wobei er keine tausend Pfund besaß. Exakt drei Schil-

ling und zwei Silberpfennige nannte er sein Eigen. (S. 9)

Der Knappe Collum hat sich mit Pferd und Rüstung versehen und ist auf dem Weg nach Camelot, wo er ein Ritter an König Artus' Tafelrunde werden will. Doch ein möglicherweise geistig nicht ganz normaler Ritter verstellt ihm den Weg und will um jeden Preis mit ihm kämpfen. Der Kampf ist hart und schweißtreibend, aber schließlich gewinnt der kräftig gebaute Collum die Oberhand.

„Gut gefochten, Sir“, wiederholte Collum. „Ergebt Ihr Euch mir nun?“

„Fick deine Mutter.“

Die Stimme des Mannes klang rau und erschöpft. Irgendwo sang eine Heidelerche: *Tii-tü-tii-tii-tii, tlüüi, tlüüi, tlüüi.*

„Verzeiht?“ (S. 13)

Weil sich der fremde Ritter partout nicht ergeben will, hat Collum keine andere Wahl, als ihn kurzerhand abzustecken.

In Camelot angekommen, muss Collum zu seinem Entsetzen erfahren, dass es die

Tafelrunde nicht mehr gibt, dass das Reich zerfallen und König Artus in die Ewigen Lande im Westen gesegelt ist.

Aber das Reich muss doch irgendwie regiert werden, und jemand muss sich um Recht und Ordnung kümmern. So tut sich Collum mit den wenigen Überlebenden zusammen, mit dem sarazenischen Ritter Sir Palomides, dem früheren Hofnarren des Königs Sir Dagonet und der Fee Nimue.

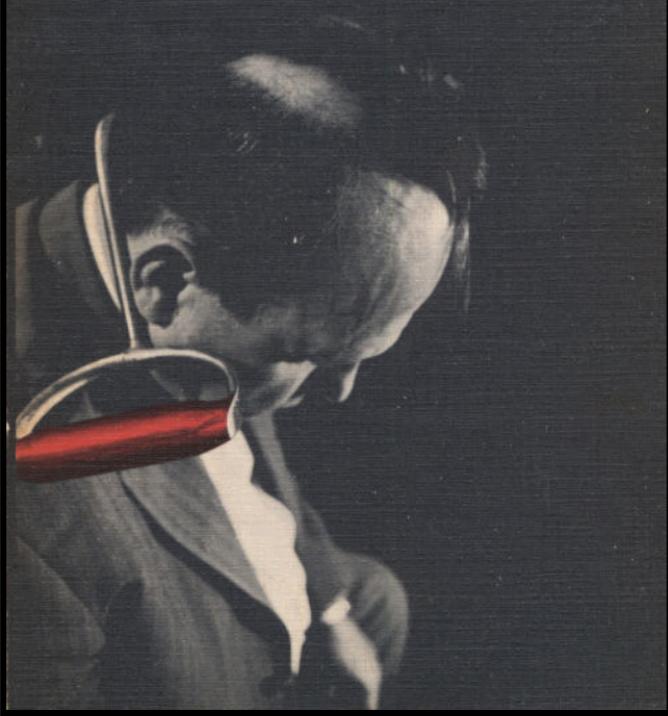
Lev Grossman erzählt in *The Bright Sword* die Geschichte Albions nach dem Ende der Tafelrunde weiter. Während andere Autoren, die sich dem Artus-Zyklus widmen, einen gehobenen Stil einschlagen, um den Leser auf die magische Zeit einzustimmen, lässt Grossman seine Figuren wie Streetfighter der Gegenwart sprechen. Dieser Stil, gepaart mit Sarkasmus, ist ein interessantes Experiment und passt zu Grossmans modernen Themen wie Inklusion und Geschlechtsidentität.

thriller
ro
ro
ro

ROSS MACDONALD

**Triff mich
in der
Leichenhalle**

Kriminalroman



***Macdonald, Ross: Triff mich in der Leichenhalle**

Ross Macdonald [Kenneth Millar, 1915–1983]

Triff mich in der Leichenhalle

(Meet Me at the Morgue, 1953)

rororo 02 171 (TB 156 S./DM 2,80)

Reinbek bei Hamburg 1969

Aus dem Amerikanischen von Hella von Spies

Genre: Krimi

Eine bei weitem nicht mehr jugendliche Frau kauerte auf dem Klientenstuhl neben Anns Schreibtisch. Ihre Figur unter dem billigen bedruckten Hauskleid war lang und eckig. Ann beugte sich über sie und hatte ihr die Hand auf die knochige Schulter gelegt.

Ich erkannte sie, als sie ihr Gesicht zum Licht hob. Sie schien in den drei Monaten, seit ich sie zum letztenmal gesehen hatte, um zehn Jahre gealtert. Eisengraue Strähnen durchzogen ihr glattes braunes Haar. Ihre Augen waren rotgerändert, ihr Mund verhärmt.

„Was ist passiert, Mrs. Miner?“

„Etwas Schreckliches ist passiert.“ Sie unterdrückte mühsam das Zittern ihrer Lippen. „Es ist wie aus heiterem Himmel über mich hereingebrochen.“

Ich blickte zu Ann.

„Ich weiß auch nicht genau, was sie meint“, erklärte Ann. „Es geht anscheinend um eine Kindesentführung. Mrs. Miner fürchtet, ihr Mann sei irgendwie hinein verwickelt.“

„Nein!“ schrie die Frau. „Das ist nicht wahr. Fred brächte so etwas nicht fertig. Niemals. Ich muß es doch wissen. Wir sind seit zehn Jahren verheiratet, und Fred ist der rührendste Mann, den es gibt. Er liebt den Jungen.“

Ich ging durchs Zimmer und trat dicht vor sie hin. „Ist der kleine Johnson entführt worden?“

Sie hob die nassen schwarzen Wimpern. „Ja, und sie beschuldigen Fred. Sie behaupten, er hätte den Jungen gestohlen und mitgenommen. Aber das ist gelogen.“ Ihre Stimme erstickte in einem Anfall von Verzweiflung. (S. 13)

A woman who was far from juvenile was slumped in the interview chair beside Ann's desk. Under a cheap, print house-dress, her body was long and angular. Ann was bent over her with one hand on her gaunt shoulder.

I recognized her when she lifted her face in the light. She seemed to have aged ten years in the three months since I had seen her. There were strands of gray like steel shavings caught in her straight brown hair. Her eyes were red-rimmed and her mouth was distraught.

„What's the trouble, Mrs. Miner?”

„Terrible trouble.” With difficulty, she controlled the trembling of her lips. „It came down on me out of a blue sky.”

I looked at Ann.

„I don't quite know what she means,” she said. „It's something about a kidnapping. Mrs. Miner is afraid her husband is involved in some way.” „No!” the woman cried. „It isn't true. Fred couldn't do a thing like that. He couldn't, I ought to know. We've been married for ten years, and Fred is the kindest man. He loves that boy.”

I crossed the room and stood over her.
„Has the Johnson boy been kidnapped?”

She raised her wet black lashes. „Yes, and they’re accusing Fred. They claim he stole the boy and ran away with him. But it’s a lie.” Her voice broke in a storm of grief.

Das Ehepaar Abel und Helen Johnson lebt in einem feudalen Anwesen bei Pacific Point in Kalifornien. Ihr vierjähriger Sohn Jamie wurde offenbar entführt, und die Eltern verdächtigen den verschwundenen Chauffeur Fred Miner. Fred hatte in volltrunkenem Zustand einen noch nicht identifizierten Mann totgefahren und wurde dafür zu sieben Jahren auf Bewährung verurteilt, durfte jedoch seines guten Charakters wegen seine Anstellung bei den Johnsons behalten.

Freds Frau Ann wendet sich nun an den Bezirksbewährungshelfer Howard Cross, der für Fred zuständig ist, denn sie ist sich sicher, dass ihr Fred, der den Jungen über alles liebt, ihm niemals etwas antun könnte.

Dass Jamie entführt wurde, das steht fest, denn es trifft ein Erpresserbrief ein, in dem fünfzigtausend Dollar gefordert werden, die der schwer herzkrankte Vater persönlich an einem Kiosk abstellen soll.

Cross nimmt sich der Sache an und beginnt mit Ermittlungen. Als erstes befragt er die junge, verstörte Mutter Helen.

„Es ist eine Heimsuchung des Schicksals“, sagte sie zu sich oder zu den grauen Bergen in der Ferne. „Seit ich Abel geheiratet habe, ist alles so leicht und bequem für mich gewesen. Man muß für jedes bißchen Glück in diesem Leben bezahlen. Das hatte ich beinahe vergessen. Das Leben schenkt einem nichts.“

Ich trat hinter sie. Meine Schritte wurden vom Teppich gedämpft. „Ich kann Ihre fatalistische Einstellung verstehen, Mrs. Johnson. Ich glaube aber nicht, daß Sie recht haben.“

„Was ich gesagt habe, ist wahr. Ich habe Geld geheiratet. Ich glaubte, ich sei eine von denen, die Glück haben im Leben. Und das hatte ich auch. Solche

schrecklichen Schläge treffen immer gerade die vom Glück Begünstigten. Wenn wir arm wären, hätten sie uns in Frieden gelassen. Ich wünschte, ich wäre wieder arm. Ich würde alles hergeben, was ich habe.“ Ihr Blick ging durch den hohen Raum, die holzgetäfelten Wände, die kostbaren Möbel. „Geld ist ein Fluch, wußten Sie das?“ (S. 20)

She said to herself, or to the distant, gray mountains: „It’s a judgment on me. Everything has been easy and soft for me, since I married Abel. You pay for a little happiness in this life. I’d almost forgotten that. You pay for one thing with another.”

I came up behind her, my footfalls soft on the rug. „I don’t blame you for feeling fatalistic, Mrs. Johnson. I don’t think you’re right, though.”

„What I said is true. I married money, I thought I was one of the lucky ones. I was. They single out the lucky ones for terrible blows like this. They’d have left us alone if we were poor. I wish I was poor again. I’d give everything I have.”

Her eyes ranged the lofty room, the paneled walls, the costly furniture. „Money is a curse, do you know it?”

Wenn nicht der kreuzbrave Chauffeur der Urheber der Entführung ist, dann muss es jemand aus dem Umkreis der Familie sein. Könnte die Mutter selbst den Vorfall inszeniert haben, um ihren sehr viel älteren und herzkranken Mann zu berauben oder gar in den Tod zu treiben? Sie soll man mit dem jungen Anwalt Larry Seifel einen etwas zu freundschaftlichen Umgang pflegen, erzählt man sich. Allerdings hat dieser aalglatte Mann auch ein festes Verhältnis mit Cross' Sekretärin Ann Devon, was Seifels überdominanter Mutter ganz und gar nicht ins Konzept passt.

Der Geldkoffer wird wie angeordnet abgelegt, ohne die Polizei zu informieren, und prompt von einem Unbekannten abgeholt, dessen Spur Cross sogleich aufnimmt.

Hinter dem Lastwagen parkte noch ein Wagen, halb verdeckt von der alten Reklametafel. Die Spuren, die er im Sand hinterlassen hatte, waren schon halb

zugeweht. Es war ein Chrysler, Vorkriegsmodell, blau, mit einem Nummernschild aus Los Angeles. Ich blickte durch das Rückfenster. Ein neuer schwarzer Koffer stand offen auf dem Sitz, leer.

Auf dem Vordersitz lag ein Mann, halb mit einem braunen Mantel zugedeckt. Sein Kopf war in die Ecke zwischen der rechten Tür und der Rücklehne gepreßt, seine Beine lagen verkrümmt unter dem Steuer. Als ich die Tür öffnete, rutschte ein braunes Toupet von seinem Schädel und fiel mir auf die Schuhspitze. Aus seinem Nacken ragte das gebogene Ende mit dem breiten Griff eines Stauerhakens. (S. 39f)

Another car was parked near the truck, almost hidden behind the Dine and Dance billboard. The tracks it had made in the sand were blowing over but still visible. It was a prewar Chrysler sedan, painted blue, with a Los Angeles license number. I looked in through the open rear window. A new

black suitcase lay open on the back seat, empty.

A man reclined on the front seat half covered by a brown topcoat. His head was jammed into the corner between the right-hand door and the back of the seat, his legs twisted under the steering wheel. When I opened the door a brown toupee detached itself from his skull and draped itself across the toe of my shoe. From the side of his neck the red plastic handle of an icepick stood out like a terrible carbuncle.

Cross findet den Entführer am Steuer eines Autos – ermordet mit einem Stauerhaken. Und das Geld ist verschwunden.

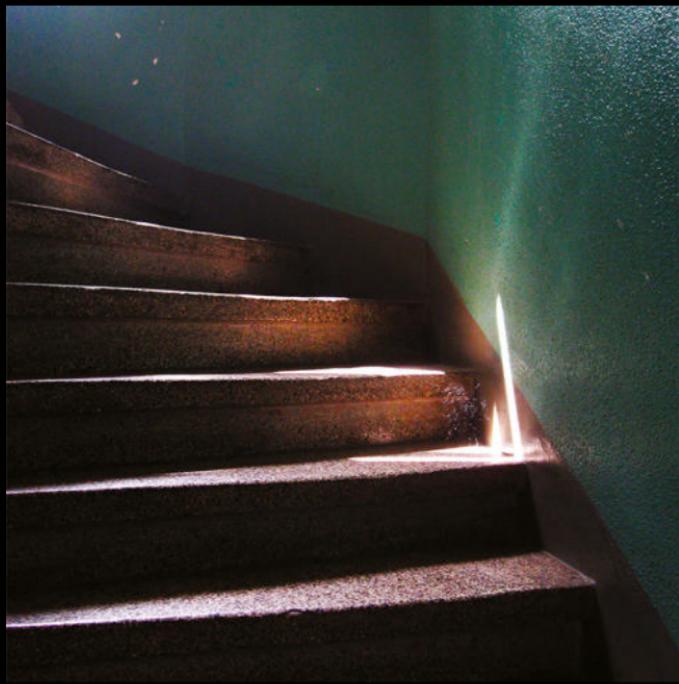
Nun wird es höchste Zeit, die Polizei zu informieren, die in Gestalt der mehr oder weniger tüchtigen Lieutenant Cleat, FBI Special Agent Forest und Sheriff Sam Dresden tätig wird. Ann gibt einen wichtigen Tipp: Auch wenn sie nicht weiß, wer der Tote ist, so ist sie sich doch sicher, dass sie ihn schon einmal zusammen mit Seifel gesehen hat. Nun hat Cross wieder einen neuen Anhaltspunkt, um der Spur der Entfüh-

rer, bei denen es sich mindestens um drei Personen handeln muss, zu folgen.

Triff mich in der Leichenhalle ist ein ausnehmend verzwickter Krimi, in den von Kapitel zu Kapitel immer mehr Personen verwickelt werden. Seine Auflösung ist ebenso überraschend wie logisch: Obwohl sie der Leser niemals erraten könnte, muss er sofort zugestehen, dass sie die einzige plausible Erklärung ist.

Darüberhinaus ist der Roman ausnehmend flüssig und mitreißend erzählt, so dass man ohne Übertreibung sagen kann, dass *Triff mich in der Leichenhalle* ein Musterbeispiel für einen klassischen amerikanischen Krimi darstellt.

Die oben erwähnte Mordwaffe ist im Original ein Ice Pick, der die Form eines großen, vorne angespitzen Schraubendrehers hat; früher hat man damit die Eisblöcke für die Kühlschränke gepackt. Als Mordwaffe war der Ice Pick sehr beliebt, weil er im Gegensatz zu einem Messer nicht an den Rippen des Opfers abgleiten kann und daher stets tödlich wirkt. Der Übersetzer hat dieses Werkzeug mit einem Hafenarbeiterhaken verwechselt.



Gabriella Wollenhaupt
Ein böses Haus

Kriminalroman

|gr|a|f|it|

*Wollenhaupt, Gabriella: Ein böses Haus

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Ein böses Haus

Grafit (PB 218 S./€ 13,00)

Köln 2023

Genre: Krimi

Pling. Der Vogel hatte etwas auf unseren Tisch fallen lassen.

Kleist hob die Kerze und suchte den Tisch ab. „Das ist ein Ring“, stellte er erstaunt fest. Er nahm ihn und hielt ihn ins Licht: ein schmaler goldener Reif mit einem roten Stein. Schlicht und elegant. „Wie schön!“, entfuhr es mir.

Er nahm meine Hand und streifte mir den Ring über. „Er steht dir gut, Maria“, sagte er zärtlich. „Ja, ich heirate dich“, sagte ich.

Später am Abend blickten wir versonnen aufs Meer, Hand in Hand. Der stille Mond lächelte.

Wütend schleudere ich die Seiten des Manuskripts Richtung Wand. Warum nur glauben so viele Menschen, sie

müssten ein Buch schreiben? Die Blätter trudeln langsam durch die Luft und verteilen sich auf dem Parkett.

Einige schweben unter mein Bett. Dort finden sie ewige Ruhe, denn Putzen ist nicht meine Disziplin.

Warum mache ich das?

Was für ein kitschiger Text! Die Rechtschreibfehler hat das Korrekturprogramm schon gekillt, aber das macht das Ganze nicht besser. (S. 7f)

Die Dortmunderin Alix David, dreißig Jahre alt, ernährt sich mühsam als Lektorin. Hier hat sie gerade das Ende des letzten Grappa-Romans von Gabriella Wollenhaupt vor sich, als Beispiel dafür, mit welchem grausamen Kitsch sie sich leider viel zu oft abmühen muss; Ironie billigt sie der Autorin offenbar nicht zu.

Doch dann ändert sich ihr Leben schlagartig mit dem Besuch des Kriminalhauptkommissars Luis Wunderlich.

„Frau Alix David?“, fragt eine Stimme.

Zu der Stimme gehört ein Mann. Groß, mit schwarzem Vollbart, Jeans und

Sweatshirt. Ein Typ, wie er in den kitschigen Manuskripten auf meinem Schreibtisch vorkommt. „Sind Sie Frau David?“, wiederholt er.

„Wer will das wissen?“ „Hauptkommissar Luis Wunderlich. Mordkommission.“ Er zeigt eine Polizeimarke.

„Mordkommission? Wen habe ich umgebracht?“

„Das will ich von Ihnen wissen“, kontert er. „Vielleicht Ihre Schwester?“
(S. 9)

Alix' Schwester Marion Ziegler, vierzig Jahre alt, wurde erstochen. Ihre zehnjährige Tochter Lilli, die an einer milden Form des Autismus leidet, wurde blutbefleckt in der Wohnung gefunden und spricht seither kein Wort mehr.

Zusammen besichtigen Luis und Alix die Wohnung der Schwester.

Er geht voran. Die Rollos sind heruntergelassen. Meine Augen brauchen eine Weile, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Er macht Licht. Was ich sehe, lässt mich taumeln. Das Bett ist ab-

gezogen, das Blut ist durch das Laken in die Matratze gelangt. Marions Kleider liegen über der Stuhllehne vor dem Schreibtisch. Sie sind sauber.

Ich wende mich ab. Mein Atem geht schnell, überschlägt sich. Ich huste und huste. Der Polizist reicht mir ein Taschentuch und führt mich aus dem Zimmer. In der Küche bekomme ich ein Glas Wasser. Wir setzen uns.

„Ich wusste nicht, dass ein Mensch so viel Blut verlieren kann“, murmele ich.
(S. 22)

Zum ersten Kreis der Verdächtigen gehören die Mitbewohner des Hauses: die aufgeschlossene und hilfsbereite Julia Bergmann, Buchhändlerin im Ruhestand; die nette Irina Iwanowa, als „Babygirl“ im horizontalen Gewerbe tätig; der schrullige, pensionierte Pfarrer Monsignore Martinelli; der begabte Violinist Simon Bellini; Peter Schlotterbeck, marode gewordener früherer Boss der Bandidos; der greise, schon leicht demente ehemalige Gärtner Franz Brink; der nerdige Oskar Hansen, Informatiker; darüberhinaus

gibt es noch einen Augenarzt, einen Optiker und einen Physiotherapeuten im Haus.

Lilly wurde in einer Kinderpsychiatrie untergebracht, wo sie immer noch hartnäckig schweigt. Luis und Alix besuchen sie dort.

Wir biegen zur psychiatrischen Klinik ab. „Mir ist übel“, sage ich. „Ich kann nicht gut mit Kindern.“

„Seien Sie einfach wie immer“, rät er. „Verständnisvoll, freundlich und liebevoll Ihren Nächsten gegenüber.“

„Danke für den fachmännischen Rat“, entgegne ich mit ironischem Unterton. „Haben Sie auch Kinder?“

„Ich hatte eine Tochter.“

Hatte. Ich bin perplex. „Entschuldigung.“

„Das tut nicht not“, wehrt er ab. „Das erzähle ich sonst niemandem. Sie haben eine Begabung, die Menschen dazu bringt, sich Ihnen anzuvertrauen. Trotz Ihrer ruppigen Art.“

Ich bin mir nicht sicher, ob er mir ein Kompliment gemacht hat. (S. 40)

Obwohl Alix meint, mit Kindern überhaupt nicht umgehen zu können, fasst Lilli bald Vertrauen zu ihr, und Alix freundet sich mit ihr an, auch wenn sie noch nicht spricht.

Lilli hat am ganzen Körper verheilte Wunden, deren Herkunft nicht geklärt werden können. Sollte ihre eigene Mutter, die zuletzt schwer alkoholkrank war, das Kind geschlagen haben? Der freundlichen Julia, die sich um Lilli gekümmert hat, wenn Marion dazu nicht in der Lage, würde man eine solche Grausamkeit wohl nicht zutrauen. Lilli wiederum zeigt ein Faible für magische Quadrate, was zeigt, dass sie im Grunde hochintelligent ist.

Doch dann überschlagen sich die Ereignisse: Man findet den Monsignore an der Hauswand, erhängt am eigenen Fensterkreuz, und, schlimmer noch, Luis wird suspendiert, weil er sich als Kunde von Babygirl entpuppt hat.

Aber man kann doch einen so gravierenden Mordfall nicht ungeklärt lassen. Daher tun sich Luis und Alix und Julia zusammen und bilden eine private Ermittlergruppe, in die sich der aufdringliche Skandalre-

porter Branco Waremme ungefragt mit einmischt.

Ein böses Haus weist zwei überraschende Wendungen auf. Die erste davon, die mit einem Geldfund zu tun hat, ist schon etwas unglaubwürdig, weil nicht nur die Art des Auffindens unwahrscheinlich ist, sondern auch die Herkunft des Geldes nicht geklärt wird. Die zweite Wendung, die Aufdeckung der Identität des Täters betreffend, ist ebenso spektakulär wie abrupt und lässt sich aus dem bisherigen Verlauf des Romans nicht plausibel herleiten. Und weitere Fakten, wie etwa die Misshandlung des Kindes, bleiben ungeklärt.

Es ist zu vermuten, dass Gabriella Wollenhaupt sich mit diesem Werk irgendwann einmal in eine Sackgasse geschrieben hat und es nur durch einen radikalen, leider nicht völlig gelungenen Befreiungsschlag retten konnte.

Positiv zu vermerken ist jedoch, dass der Roman ausnehmend mitreißend erzählt und bis zur Aufklärung meisterhaft konstruiert ist; selbst die unwahrscheinlichen Wendungen tragen noch dazu bei, den Leser zu verblüffen und zu schockieren.



Ingrid Noll
Goldschatz

Roman · Diogenes

Ingrid Noll [1935–]

Goldschatz (2019)

Diogenes 24 527 (TB 358 S./€ 13,00)

Zürich 2020/250

Genre: Drama

Beinahe bis zu ihrem Tod hatte meine Großtante ganz allein hier gewohnt, und es war für Henry und mich eine wahre Lust, in ihren Hinterlassenschaften zu stöbern, um ihren uralten Plunder vielleicht verhökern zu können. Wir entrümpelten also fleißig und beschlossen schließlich, das liebgewordene Haus samt Scheune vor dem Abriss zu bewahren. Mir schwebte eine WG vor, am liebsten mit gleichaltrigen Freunden. Vor lauter Enthusiasmus und weil gerade Sommer war, übersah ich allerdings, dass es keine Zentralheizung und nur zwei Kohleöfen gab. Wir hatten kühne Pläne, wollten zum Beispiel im verwahrlosten Gemüsegarten Tomaten und Erdbeeren anbauen und ein paar Hühner anschaffen. Meine Eltern zogen zwar die Augenbrauen hoch und seufzten, aber sie hatten es mit Abriss und Ver-

kauf nicht eilig, ich war ihr einziges Kind und würde sie sowieso einmal beerben. „Macht, was ihr wollt“, sagten sie, „aber erwarte bitte nicht, dass wir Geld in diese Ruine stecken ...“ (S. 10)

Trixis Eltern haben das alte Haus von Tante Emma geerbt, und jetzt ist die Enkelin wild entschlossen, zusammen mit einigen Mitstudenten dort eine Wohngemeinschaft mit der frommen Bezeichnung „Gegenstrom“ einzurichten. Trixis Lebensabschnittsgefährte Henry ist mit dabei, ebenso Trixis energische Freundin Saskia, weiterhin der Frauenschwarm Oliver und die schüchterne, leicht depressive Martina.

Eigentlich hatte ich ja vorgehabt, den gesamten Bauernkram auf dem Flohmarkt anzubieten. Große alte Milchkannen wurden gern als Schirmständer benutzt.

„Acrylfarben stinken nicht und trocknen schnell“, sagte Saskia stolz, denn sie hatte sich schlaugemacht.

„Man sollte dieses Monstrum aber erst mal gründlich abwaschen“, empfahl ich.

Saskia nickte, hob die leicht zerbeulte Aluminiumkanne hoch und drehte sie um. Es schepperte auf dem Betonboden, denn eine Menge undefinierbares, schmutziges Zeug purzelte heraus. Unter einer Staublawine entdeckten wir eine mumifizierte Maus in einem Nest aus Wollfäden, zahlreiche tote Insekten, verrostete Schlüssel, einen großen flachen Stein, welke Blätter, Spinnweben und einen dicken grünen Lederbeutel. Wir grabschten gleichzeitig danach, aber Saskia war eine Spur schneller. Mühsam versuchte sie, den Knoten der mürben Kordel zu lösen, bis er platzte und sich der gewichtige Inhalt auf dem Sitz des unappetitlichen Klostuhls entleerte. Verblüfft bestaunten wir einen Haufen alter Münzen.

„Gold?“, fragte Saskia ehrfürchtig.

„Es scheint so“, sagte ich. (S. 61)

Mit dem Fund alter Goldmünzen beginnt die anfängliche Idylle zu bröckeln: Trixi und Saskia hüten ihr Geheimnis vor den Anderen, weil sie das Gold nutzen wollen, um das Haus wohnlich herzurichten. Der greise

und etwas wunderliche Nachbar Gerhard Gläser wiederum erfährt von dem Schatz und glaubt, dass er ihm zusteht. Dann findet man beim Graben im Garten nicht nur einen Ehering mit der Aufschrift „Rolf und Hedwig“, sondern auch noch ein menschliches Skelett ohne Kopf.

Ein eigentlicher Krimi ist *Goldschatz* nicht, auch wenn darin ein altes Tötungsdelikt aufgedeckt wird. Vielmehr geht es in dem Roman um das Zusammenleben in einer Wohngemeinschaft, das an sich schon nicht einfach ist angesichts der divergierenden Charaktere, das aber durch äußere Umstände noch weiteren Belastungsproben unterzogen wird. Am Ende ist der Nachbar gestorben, die vier Studenten zerstreuen sich in alle Winde, und Trixis Eltern raten ihr, ihr Haus und das des Nachbarn, das sie geerbt hat, abzureißen und dort eine große Wohnanlage zu bauen.

Ross
Macdonald
Der Mörder
im Spiegel



Diogenes

Ross Macdonald

Der Mörder im Spiegel

(The Three Roads, 1948)

Diogenes 21 303 (TB 240 S./DM 9,80)

Zürich 1976/60

**Aus dem Amerikanischen von Dietlind
Bindheim**

Genre: Krimi

Bret hatte sich eigentlich nicht verändert, aber er hatte während der neun Monate im Hospital zugenommen. Dadurch hatten sich die Linien seiner Wangen und seines Kinns verändert, und seine alte graue Uniform schien ihm zu klein geworden zu sein. Sie konnte sich nie ganz von dem Verdacht frei machen, daß dieser Bret Taylor ein Betrüger war, daß er ein gesundes, vegetatives Dasein in den Kleidern eines Toten führte, der sich in der Liebe sonnte, die sie dem Mann, der verloren war, schuldete.

Sie schauderte ein wenig, und er umschloß sie fester mit den Armen. Sie hatte kein Recht auf solche fantastischen Vorstellungen. Es war ihre Auf-

gabe, ihm die Wirklichkeit nahezubringen. Sie war seine Dolmetscherin der Außenwelt und durfte deren Sprache nicht vergessen. Doch selbst wenn seine Arme um sie lagen, ließen sie ihre alten Ängste frösteln. Während der ersten paar Minuten ihres Zusammenseins schlitterte sie immer über die dünne Eisschicht am Rande der Zurechnungsfähigkeit. Sie bemühte sich, ihre Gefühle zu verbergen. (S. 5f)

Der Marineleutnant Bret Taylor befindet sich in einer psychiatrischen Klinik, wo er von Dr. Theodor Klifter behandelt wird. Nach der traumatischen Bombardierung seines Schiffes und seiner Genesung musste er erfahren, dass seine Frau Lorraine ermordet worden war – die Folge war ein vollständiger Gedächtnisverlust.

Jetzt erhält er Besuch von einer alten Freundin, der Drehbuchautorin Paula West. Eigentlich hätten Bret und Paula heiraten wollen, aber nach einem Streit hatte Bret im Zustand der Trunkenheit Lorraine gehelicht. Paula verzeiht ihm diesen Lapsus jedoch und hält weiterhin zu ihm.

„An manchen Tagen fühle ich mich völlig wohl“, sagte er langsam, „und ich kann es kaum erwarten, wieder an die Arbeit zu gehen. Dann ist in meinem Kopf plötzlich eine Leere, und ich habe das Gefühl, wieder da zu sein, wo ich begonnen habe. Hast du dir je ein völliges Vakuum vorgestellt? Einen Raum, in dem keine Luft, kein Licht, kein Laut zu hören ist? Noch nicht einmal Dunkelheit, noch nicht einmal Stille ist? Ich glaube einfach, es ist der Tod, auf den mein Geist stößt. Ich bin zum Teil tot.“
(S. 9)

Bret ist trotz seiner Behandlung immer noch neben der Spur; neben seiner Amnesie leidet er auch an schweren Depressionen.

„[...] Es muß für eine Frau schwierig sein, einen Ehemann in der psychiatrischen Abteilung zu haben. Ich kenne eine Menge Frauen, die einfach verduften und eine Scheidung einreichen würden...“

„Aber mein Liebling.“ Es wäre so viel einfacher gewesen, darüber hinwegzu-

gehen, ihn in seinem Irrtum zu belassen, aber sie beharrte auf der schwierigen Wahrheit. „Ich bin nicht deine Frau, Bret.“

Er sah sie verduzt an. „Du hast gesagt, du würdest deinen ehelichen Namen nicht benutzen –“

„Mein Name ist Pangborn. Ich habe dir doch erzählt, daß ich mich von meinem Mann scheiden ließ.“

Sie sah, wie alle Männlichkeit aus seinem Gesicht wich, und es fiel ihr nichts ein, womit sie ihm helfen konnte. „Ich dachte, wir wären verheiratet“, sagte er mit hoher, schwacher Stimme. „Ich dachte, du wärest meine Frau.“

„Du hast keine Frau.“ Sie wagte nicht, noch mehr zu sagen. Er suchte verzweifelt nach einer Entschuldigung, nach etwas, das seine Scham mildern konnte. „Sind wir wenigstens verlobt? War es das? Werden wir heiraten?“

„Wenn du mich haben willst.“ Da war aber auch nicht in irgendeiner ihrer Gehirnwindungen nur die Spur von Ironie. (S. 10f)

In seinem vierten Roman *Der Mörder im Spiegel*, den Ross Macdonald noch unter seinem richtigen Namen Kenneth Millar veröffentlicht hatte, versucht er sich in zeitgemäßer, vermeintlich anspruchsvoller, psychoanalytisch angehauchter Literatur. Bedauerlicherweise liegt ihm dieses Genre nicht sonderlich.



**Jim Zeb (Text) & Doug Braithwaite
(Zeichnungen) & Diego Rodriguez
(Farben)**

***Conan der Barbar 4: Schnee und Schicksal
(Frozen Faith, 2024)***

Panini (PB 108 S./€ 14,00)

Stuttgart 2025

**Aus dem Amerikanischen von Bernd
Kronsbein**

Genre: Fantasy-Comic

Fellbesetzte Stiefel zermalmen glitzernden Schnee.

Gepflegte Waffen wiegen sich in ihren Scheiden.

Ein pelzverbrämter Mantel hält den Biss des kalten Winterwindes ab...

...während frostiger Atem wie Rauch dem Lächeln des Cimmeriers entweicht.
(S. 7)

Der heranwachsende Conan verlässt sein Heimatland Cimmeria und wandert nach Norden, wo er sich einer Kriegerschaft der Aesir anschließt. Bei einem Kampf der Aesir gegen die Vanir fallen sämtliche Krieger –

ausgenommen Conan, der sich schon in jungen Jahren seiner Haut zu wehren weiß.

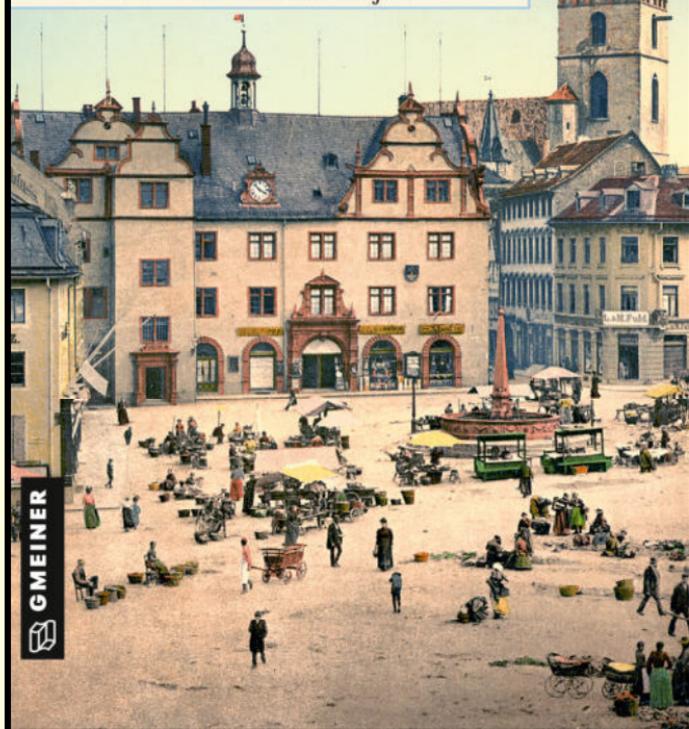
Es erscheint eine junge, halbnackte Frau namens Atali, die trotz der Kälte nicht zu frieren scheint. Conan verfolgt sie und wird mit ihren zwei riesenhaften Brüdern konfrontiert, die er ohne viel Federlesens einen Kopf kürzer macht. Daraufhin ruft Atali ihren Vater, den Frostriesen Ymir, an, der sie aus Conans Pranken mit einem Blitz entmaterialisiert.

Schnee und Schicksal basiert auf Robert E. Howards Conan-Erzählung „The Frost-Giant’s Daughter“, die 1934 erstmals in leicht veränderter Form unter dem Titel „The Gods of the North“ erschienen ist. Jim Zeb hat die ursprüngliche Geschichte um Reminiszenzen an Conans Kinderheit ergänzt, Doug Braidwaite hat die blutige Story professionell gezeichnet und Diego Rodriguez hat sie prächtig eingefärbt.

ELLA THEISS

Das Darmstädter Mörderliebchen

Ein wahrer Kriminalfall



GMEINER



***Theiss, Ella: Darmstädter Mörderliebchen**

Ella Theiss [Elke Achtner-Theiß, 1951–]

***Das Darmstädter Mörderliebchen. Ein
wahrer Kriminalfall***

Gmeiner (PB 316 S./€ 14,00)

Meßkirch 2024

Genre: Historischer Roman

Von ferne wehte ihr Brandgeruch entgegen. Sie erstarrte. Und lief sofort weiter in ihren zu großen Pantinen, so entschlossen und zielstrebig, dass ihre Schritte von den Häuserzeilen widerhallten. *Jo-hann! Jo-hann!*

Eine Traube Neugieriger versperrte die Sicht auf den Wohnsitz des Grafen, doch aus den Fensterritzen der Beletage quollen unübersehbar pechschwarze Rauchsclieren, stiegen über die Ansammlung von Zylindern, Batschappen und Schutenhüten hinweg in den Abendhimmel.

Vom Pumpbrunnen in der Nähe wurde Wasser in Eimern herangeschleppt und in einer Menschenkette bis in den Hof

des Anwesens gereicht. Fast ein Dutzend Männer waren im Einsatz. Christina wollte mitmachen, etwas tun gegen die Angst. Der Gedanke, Johann könnte mit dem Leben ringen, elend ersticken, qualvoll verbrennen, brachte sie um den Verstand. Sie warf sich in die Menge, setzte Ellbogen gegen Wänste und Brüste ein. (S. 8)

Wir befinden uns in Darmstadt des Jahres 1847, das von Großherzog Ludwig II. (1777–1848) von Hessen und bei Rhein regiert wird. Hier dient der eitle Johann Stauf (1823–xx) beim Grafen von Görlitz, der mit der schwermütigen Emilie verheiratet ist. Johann hat mit Christina Born ein Kind, kann sie aber nicht heiraten, weil seine Herrschaft noch keine Bewilligung erteilt hat.

Und nun brennt es im gräflichen Palais, was Christina in höchste Besorgnis versetzt, könnte doch ihr Johann dabei verletzt oder gar ums Leben gekommen sein.

Doch wie sich herausstellt, handelt es sich um einen Schwelbrand, der auf das Gemach der Gräfin beschränkt ist. Hilfswil-

lige klettern auf eine Leiter, schlagen das Fenster ein und brechen die verschlossene Zimmertür auf. Ganz vorne dran sind Paul Mink, zugleich Wühler und Polizeispitzel, sowie der Jurastudent Alexander Büchner (1827–1904), Bruder des mittlerweile verstorbenen, hochberühmten Schriftstellers Karl Georg Büchner (1813–1837).

Und da, inmitten eines kleinen Wohnraums mit halb verbranntem Sekretär, Ruß bedecktem Kanapee, pitschnassem Parkett und einem sich darauf ringelnden abgerissenen Klingelzug, lag eine Gestalt – an Kopf, Brust und Oberarmen vollkommen verkohlt. Als Frau war sie durch ihr aschebeflecktes weißes Neglige und die Reste eines dunklen Wollkleides erkennbar, die nach oben verrutscht waren und zwei magere Beinchen freigelegt hatten. Der linke Fuß war nackt, der andere steckte in einem schiefgetretenen rosa Pantoffel. Angekelter Schmuck lag verstreut um die Leiche. Perlenketten? Edelsteinbrotschen? Schwer zu identifizieren. Eine bleiche Hand mit Goldring ruhte abge-

trennt neben dem teils zu Asche zerfallenen Arm. (S. 21)

Nach der Bergung der schwer entstellten Leiche unterhalten sich Paul und Alexander über die Merkwürdigkeiten, die diesen Todesfall umgeben; insbesondere Alexander hat Fragen bezüglich des seltsamen Benehmens des Grafen.

„Ist es nicht seltsam“, fragte er, als der Wühler Anstalten machte, sich zu verabschieden, „dass Graf von Görlitz die Leiche seiner Frau vom Vestibül aus erkannt haben will – trotz der Dunkelheit und des ganzen Qualms?“

Unter der Zottelmähne zuckten die Augenlider. „Na ja, er kennt die Räumlichkeiten, da ist ihm wohl der Umriss am Boden gleich aufgefallen.“

„Ist es nicht eigenartig, dass er die Tote ins Schlafzimmer hat räumen lassen, noch ehe der Arzt eintraf?“

„Ihm waren vielleicht der abgetretene Hausschuh und die mageren Beine seiner Frau peinlich.“

„Haben Sie den abgerissenen Klingelzug bemerkt? Zeugt der nicht davon, dass die Gräfin um Hilfe rufen wollte?“

„Es passiert, dass Selbstmörder sich im Moment des Todes umbesinnen und gerettet werden wollen.“

„Und dieser Satz: Wärst du lieber in deinem Bett gestorben.“

Der Wähler lächelte dünn. „Sie war ihm gleichgültig. Soll vorkommen in manchen Ehen.“ (S. 25f)

Dem Grafen ist ebenfalls bewusst, dass er mit seinem Verhalten einen gewissen Verdacht auf sich gelenkt hat. Da kommt es ihm sehr zupass, dass die Polizei den Diener Johann ins Visier nimmt, bei dessen Vater man wertvollen Schmuck aus dem Besitz des Grafen gefunden hat. Dass er Johann beschenkt haben soll, wie dieser behauptet, leugnet der Graf schon aus eigenem Interesse, denn wer als Dieb überführt ist, kann ebenso gut auch ein Mörder sein.

Christina will beim Grafen vorsprechen, um Johann ein Leumundszeugnis zu geben, denn sie kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass ihr Herzensgeliebter

ein Verbrecher sein könnte. Doch sie wird von der neuen Köchin des Grafen brüsk abgefertigt – eben jener Person, die Johann durch die Behauptung, er hätte den Grafen vergiften wollen, aufs Schwerste belastet.

Der spöttische Blick der Wachtel weckte Christina aus ihrer Starre. „Ich will Graf von Görlitz trotzdem sprechen. Es ist dringend. Johann ist heute Nacht verhaftet worden – dabei hat er nichts gesagt ... ich meine, nichts getan, was gegen den Großherzog ...“

Die Wachtel lachte auf, entblößte eine Reihe gelber Zähne. „Ihr feiner Bräutigam wurde verhaftet, weil er den Grafen vergiften wollte. Er hat ihm Grünspan ins Essen gerührt. Grünspan! Ich bin Zeugin, hab in letzter Minute verhindert, dass der Graf davon isst.“

„Aber ... warum sollte Johann so was tun?“

„Unser lieber Herr Graf ist erschüttert über so viel Bosheit und Hinterhältigkeit. Und er kann es sich denken, und wir, seine Dienerschaft, können es uns denken, wer die Gräfin auf so grässliche

Weise umgebracht hat. Wir mussten unserem Herrn Grafen gut zureden, dass er die Sache sofort der Polizei meldet. Natürlich stehen wir treu an seiner Seite und sind froh, dass er noch lebt. Dass wir selbst am Leben sind, denn der Graf überlässt in seiner grenzenlosen Güte dem Personal gern die Reste seiner Mahlzeit. Nur weil ich, seine neue Köchin, aufmerksam war, sind wir wohl auf.“

„Das glaub ich alles nicht!“ Christina würgte an ihren Tränen. „Johann würde den Grafen nie vergiften. Hätte nie die Gräfin umgebracht. Er liebt seine Arbeit, ich weiß es.“

„Dein Stauf, das ist ein schlechter Mensch. Und du bist ein dummes Ding, dass du auf ihn reingefallen bist. Scher dich, Mörderliebchen!“ Die Wachtel warf die Tür mit solcher Wucht ins Schloss, dass die Einfassung zitterte. (S. 84f)

Es regt sich der Verdacht, dass der Graf die neue Köchin just zu dem Zweck eingestellt und bestochen hat, Johann dem Mord an

seiner Frau anzuhängen – aber was wollen einfache Leute gegen so hohe Herrschaften wie einen Grafen unternehmen?

Weiterhin erfahren wir, dass der struwelige Paul Mink – eigentlich Peter Emig – keineswegs freiwillig vom aufrechten Freiheitskämpfer, auch Wühler genannt, zum Polizeispitzel geworden ist. Der Ministerpräsident von Hessen, Freiherr Karl Wilhelm Heinrich du Bos du Thil (1777–1858), hat nämlich seine Methoden, unwillige oder unproduktive Spitzel zur eifrigen Mitarbeit zu bewegen.

Man drückte Peter auf den Hocker und presste ihm einen Stoffballen tief in den Mund, verbanden ihm Augen und Nase mit dünnem Kattun. Und dann plätscherte es: Wasser! Sie gössen es aus Eimern in die Waschschüssel, es roch abgestanden, modrig sogar. Sie zerrten Peter an den Haaren, drückten sein Gesicht hinein. Er stemmte sich mit aller Kraft dagegen, es half nichts, sie waren stärker. Jeder Einzelne von ihnen war stärker.

Nicht atmen! Einfach eine Weile nicht atmen. Sie würden ihn schon nicht umbringen, sonst wäre ihr bisheriger Aufwand mit ihm umsonst gewesen. Er sollte bestraft werden, wie so oft. Zum ersten Mal durch scheinbares Ertränken. Er hatte davon läuten hören. Ruhig bleiben, Luft anhalten. Er schaffte es keine Minute, da schmerzte seine Kehle, als platzte sie, der Knebel hatte sich vollgesaugt, drückte wie ein Stein gegen Zunge und Gaumen. Er musste loslassen, ausatmen. Ein Strudel umwirbelte seinen Kopf, Wasser stieg ihm in die Nase ... in die Augenlider, die Ohren. Sein ganzer Schädel schien sich mit Wasser zu füllen. Ein quälendes Stechen in den Ohren, in der Stirnhöhle, in der Brust... Doch, sie wollten ihn umbringen, tatsächlich umbringen, anschließend in den Woog werfen, als hätte er sich selbst ertränkt. Niemand würde es anzweifeln, es gab viele Selbstmorde in Hessen-Darmstadt. So ist es also, wenn man stirbt, dachte er, als ihm der Kopf zu zerbersten schien. Er gab auf und ließ los: die Muskulatur, den Lebenswil-

len, die Wahrnehmung. Und spürte kaum, wie sein Körper zur Seite kippte, auf dem Boden aufschlug und sein Darm sich entleerte.

„So“, sagte einer der Lakaien. Ein anderer schnaufte angewidert. Es klang wie von einem fernen Stern. Scharren. Klappern. Sie löschten das Licht, es wurde dunkel. Ein Schlüsselbund klirrte, ein Schlüssel schabte im Schloss. Ohne ein weiteres Wort gingen sie. Ließen ihn liegen, wie er war. Nass, gefesselt und geknebelt, eingekotet. So. (S. 114f)

An späterer Stelle werden wir über die wahre hochherzige, demokratische und freiheitliche Gesinnung von Peter-Paul belehrt.

Peter wandte sich dem Backgammonspiel zu, legte seine Steine. Längst hatte er über die Rolle der Frauen bei der Revolution nachgedacht und das Thema mit klugen Männern wie Friedrich Hecker und Robert Blum diskutiert. Natürlich waren sie dafür, den Frauen in der neuen Republik mehr Rechte einzuräu-

men. Sie sollten zum Beispiel wählen dürfen – sofern sie lesen und schreiben gelernt hatten und klug genug waren, um zu verstehen, um was es ging. Denn die Materie war ja nun mal recht kompliziert.

Frauen sollten künftig keinesfalls mehr zwangsverheiratet werden, sondern durften sich ihre Ehemänner selbst aussuchen. Sie sollten sogar die Scheidung einreichen dürfen, wenn sie von ihren Ehemännern geschlagen wurden - beziehungsweise wenn sie öfter als notwendig geschlagen wurden. Das alles verstand sich von selbst, gehörte sozusagen zu den Menschenrechten. Und Frauen waren auch Menschen. Zumindest fast. (S. 196)

Demokratisch gesinnte Menschen sind jetzt gefragt, denn 1848 bricht in den deutschen Staaten die Märzrevolution aus, die allerdings nach anfänglichen Erfolgen schon ein Jahr später von preußischen und österreichischen Truppen flächendeckend niedergeschlagen wird. Und als hätten Christina und Peter-Paul nicht schon genug Probleme

am Hals, werden sie auch noch mit in die Revolutionswirren hineingezogen.

Das Darmstädter Mörderliebchen ist gleich in zweifacher Hinsicht ein glänzender Erfolg, und zwar zum einen als mitreißendes menschliches Drama und bewegende Liebesgeschichte. Zum anderen führt uns Ella Theiss in faszinierender Weise in die Hintergründe der Märzrevolution, in die divergierenden Gedankenwelten der Demokraten und die ruchlosen Machenschaften der Herrschenden ein.

Wer hätte zum Beispiel gewusst, dass Dr. Heinrich Hoffmann (1809–1894), Autor und Illustrator eines hochberühmten Kinderbuches, unter dem Pseudonym „Peter Struwwel“ in ironischer Weise beschrieben hätte, welche wirre Haar- und Barttracht ein Revolutionär zu tragen habe? So erfährt der Leser ganz nebenbei von den politischen Hintergründen eines scheinbar völlig unverdächtigen Kinderbuches. Ebenso wie die Informationen um Dr. Hoffmann sind auch alle Fakten über die Revolution, über die gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeit und über den spektakulären Mordprozess akribisch recherchiert.

Aber all diese Eigenschaften des Romans hätten wenig Wert, wäre nicht Ella Theiss eine begnadete Schriftstellerin, die selbst Nebensächlichkeiten auf faszinierendste Weise zu erzählen versteht.

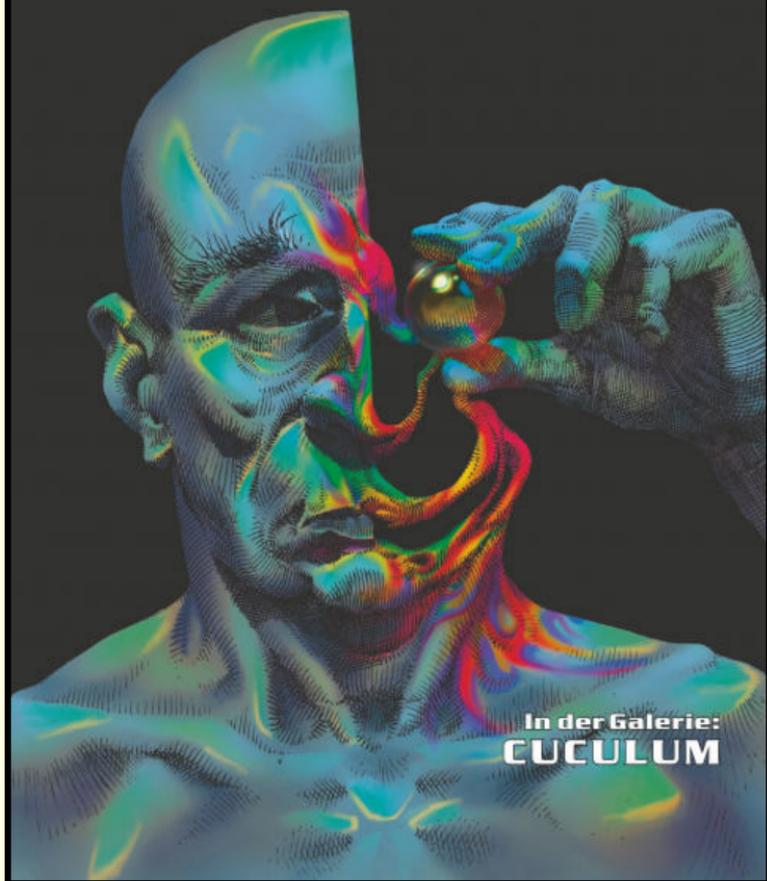
SCIENCE FICTION STORIES & PHANTASTISCHE GRAFIK

EXODUS

ISSN 1860-075X

49

02/2023 - € 18,00



In der Galerie:
CUCULUM

**René Moreau & Heinz Wipperfürth &
Hans Jürgen Kugler, Hrsg. []**

***Exodus 49. Science Fiction Stories &
Phantastische Grafik***

Eigenverlag (118 S./€ 16,90)

Düren 2025

Genre: Science Fiction

Papa nickte Lisa zu. „Wir werden in den nächsten Tagen ein paar Klamotten für dich besorgen. Ich gehe zur Tauschbörse, sobald ich kann.“

Ich lief zum Schrank und suchte den weitesten Schlafanzug heraus, den ich fand. Er war blau und hatte goldene Aufdrucke mit Raketen und Sternen.

Als ich mich umdrehte, hatte Lisa sich gerade ausgezogen. Ich reichte ihr eilig den Schlafanzug. Papa schaute mit zu, wie Lisa sich anzog.

Ich selbst zog mich lieber im Badezimmer um. Als ich wieder herauskam, saß Papa auf meinem Bett und Lisa auf seinem Schoß. Er küsste sie auf die Stirn und stand auf. „Dann schläft mal gut“, sagte er. „Beziehungsweise ... na ja, Li-

sa, du wirst schon eine Steckdose finden.“

Da musste ich kichern. (S. 8, „Blumen für Lisa-9“ von Uwe Post)

Der Familienvater ist Experte für biologischen Ackerbau und hat von einer berufsbedingten Reise nach Korea einen Androiden mitgebracht: Lisa-9 verkörpert ein neunjähriges Mädchen, und zwar so gut, dass man sie kaum von einem Menschen unterscheiden kann. Sie ist warm, fühlt sich nach echter Haut an und spricht wie ein Mädchen ihres Alters. Eigentlich übersteigen die Kosten für einen Androiden die Möglichkeiten der kleinen Familie, aber Lisa sollte ausgemustert und verschrottet werden und war daher günstig zu kaufen.

Tim, acht Jahre alt, ist von der Neuerung sehr angetan, was man von seiner Mutter nicht sagen kann, die Lisa strikt ablehnt. Auch die übrigen Dorfbewohner sind gegenüber Lisa sehr abweisend, weshalb sie nach einigen schlechten Erfahrungen lieber im Haus bleibt.

Die Jahre vergehen, Tim kommt in die Pubertät und sieht jetzt Lisa mit etwas an-

deren Augen. Von dem Mädchen geht für ihn ein Reiz aus, den er vorher nicht verspürt hat. Weil er selbst nicht genau weiß, was in ihm vorgeht – und noch weniger, was Lisa fühlt –, bespricht er sich mit seinem Vater.

Ich druckste ziemlich lange rum, bevor ich Papa eines Abends endlich auf das Thema ansprach. Ich hatte Lisa gebeten, in meinem Zimmer zu bleiben.

Papa sah lange zu Boden, rieb sich den linken Arm. „Sie ist kein Mensch, sie tut nur so, alles ist simuliert“, stieß er hervor und wich meinem Blick aus.

„Sie simuliert nur, dass sie jemanden mag?“

„Sozusagen. So ist sie programmiert. Für sie ist es echt, echter geht es nicht. Sie kann ja nur simulieren. Sie kann nichts in echt fühlen. Das können nur wir Menschen.“

„Also ... ist es nicht verboten? Ich meine, mit ihr ... du weißt schon ...“

Papa wischte sich durchs Gesicht, als könnte er die Verzweiflung loswerden, die darin arbeitete. „Rein rechtlich ist es

nicht verboten, nein. Aber viele Menschen fühlen sich sehr unwohl bei diesem Thema. Deine Mutter zum Beispiel.“ (S. 13)

Außerdem erklärt der Vater, dass die Koreaner immer mehr die Gesellschaft von Androiden bevorzugen und deshalb in absehbarer Zeit aussterben werden.

Im Lauf der Zeit sind die Eltern immer länger außer Haus. Eines Tages teilt die Mutter ihrem Sohn mit, dass sein Vater gestorben sei. Sie Beide hätten schon längere Zeit außereheliche Beziehungen gepflegt und hätten nur Tims wegen den Anschein eines Ehepaares aufrechterhalten.

Bei der Beerdigung sind nur die Mutter, Tim und Lisa anwesend.

Niemand sprach, als Papas Urne am Fuße der alten Buche versenkt wurde. Mama presste die Lippen fest aufeinander. Der Friedwald-Angestellte nickte uns zu.

Ohne Zögern trat Mama vor, griff zur Schaufel und ließ Erde auf Papas Urne prasseln.

Sie hörte gar nicht mehr auf zu schau-
feln.

Der Mann vom Friedwald warf mir ei-
nen Blick zu. Meine Schwester aber war
Luft für ihn.

Meine kleine Schwester, die früher
meine große Schwester gewesen war.

Wir hatten auf dem Feld jeder einen
bunten Strauß Blumen gepflückt. Ge-
meinsam, Hand in Hand, traten wir ans
Grab und warfen sie hinein.

„Tschüss, lieber Papa“, sagte Lisa ganz
leise. (S. 14)

„Blumen für Lisa-9“ ist eine außergewöhnliche Science-Fiction-Story, weil sie die Situation in der kleinen Familie nur schildert, aber nicht interpretiert. Die Gedanken darüber, was hier wirklich vor sich geht, muss sich der Leser selbst machen.

Die Hauptfrage ist natürlich, inwieweit Lisa menschlich ist. Dem äußeren Anschein nach zu urteilen, muss man die Frage bejahen. Ja, man hat am Ende sogar den Eindruck, als wäre Lisa die Einzige, die den Tod des Vaters wirklich bedauert: Die Mutter kann ihren Gatten gar nicht schnell ge-

nug unter die Erde bringen, und Tim scheint sich nicht sicher zu sein, was er eigentlich fühlen soll. Nur Lisa weiß, welche Emotionen man an einem Grab zeigen muss.

Die nächste Frage ist, wie es mit der Menschheit weitergehen wird, angesichts der Entwicklung, die Korea nimmt. Soll man es bedauern oder begrüßen, wenn sich die Menschen wieder auf Zahlen wie im Altertum reduzieren? Und was wird aus den Androiden? Sie werden zwar nicht in biologischem Sinn älter, aber sie altern doch und ihre Technik versagt eines Tages, so dass sie verschrottet werden müssen. Eine Nachfolge des Menschen werden sie wohl nicht antreten.

Und schließlich gibt es noch das für Tim wichtigste Thema, nämlich die Sexualität: Ist es richtig, sich von einem Androiden angezogen zu fühlen? Bei dem jungen Tim ist die Verwirrung der Gefühle verständlich, aber die Mutter fragt sich durchaus ernsthaft, warum ihr Mann einen Androiden ausgerechnet in der Form eines kleinen Mädchens gekauft hat. Wenn es sich bei ihr nicht um ein bloßes Vorurteil handelt, dann

hat sie wirklich allen Grund, ihren Mann abzulehnen.

Exodus 49, das Magazin für Science Fiction & phantastische Grafik, bringt in der jüngsten Ausgabe vierzehn Erzählungen:

Moritz Boltz: Hope

Volker Dornemann: Karussellfahrt

Andreas Eschbach: Driving Tomorrow

Ulf Fildebrandt: Die Wurzel des Übels

Attila Geole: Writing Tomorrow

Roland Grohs: Der Sumpf

Uwe Hermann: Der beste Roman aller Zeiten

Dieter Korger: Die letzten Carnivoren

Johann Christian Lotter: Eva

Christian Manske: Götterdämmerung

Uwe Post: Blumen für Lisa-9

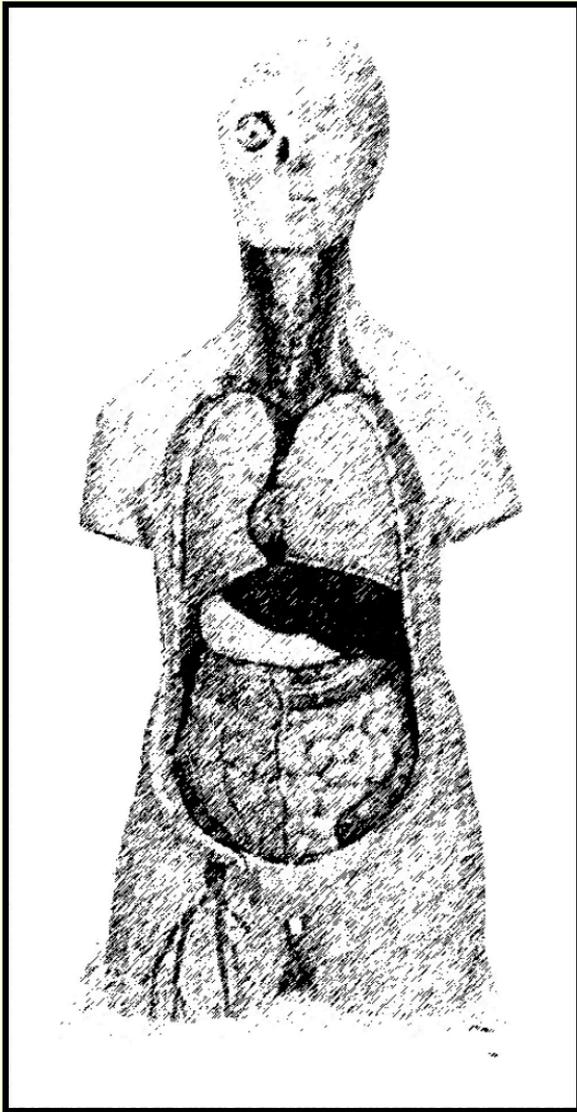
Marco Rauch: Die Quelle

Alexa Rudolph: Die Welle

Wolf Welling: Ascheglühen

Weiterhin präsentiert das Hochglanz-Magazin neben einer Vielzahl von Graphiken auch eine Galerie des Künstlers „Cuculum“. Ein Comic, ein Editorial sowie Personalien runden die neunundvierzigste Ausgabe eines der langlebigsten semiprofessio-

nellen Science-Fiction-Magazine Deutschlands ab.



ES GEHT ZU ENDE

Erzählung

Michael Wiedorn

Jetzt habe ich schon zwei Drittel meines Lebens hinter mir, falls ich hundert Jahre alt werde.

In meinem jetzigen Alter hat man das Wichtigste und Prägende in seinem Leben schon hinter sich. Wenn du heute ein Nichts bist, wirst du es bleiben und nur noch schrumpfen. Ich kann nur mehr die mit eiserner Zuverlässigkeit zunehmende Schwächung von Körper und Geist erwarten. In meinem Alter haben nicht wenige schon ihren ersten Schlaganfall oder ihren ersten oder sogar zweiten Herzinfarkt hinter sich. Die äußere Erscheinung ist bedrü-

ckend reizlos und die blanke Hässlichkeit hat die Fresse entstellt. Als Kind und Jugendlicher schämte ich mich für meine Muskelschwäche und krankhafte Magerkeit. Ich empfand mich als junger Mann als unscheinbar und blässlich. Meine äußere Erscheinung war bedrückend reizlos. Ich war ein seniles Kind und ein seniler Jüngling. Ich begann mein Leben als alter Mensch und kehre wohl zu meinem frühen Elend zurück.

Ich fühle mich heute jung und fühle einen hämischen Hochmut gegen meine Alterskollegen. Ich misstrauere meiner schmeichelhaften Selbsteinschätzung. Bin ich das achte Weltwunder? Warum vollbringt die Natur nur bei mir das Wunder ewiger Jugend? Ich habe tatsächlich keine gesundheitlichen Probleme. Mein Blutkreislauf läuft und läuft quicklebendig. Mein Gang ist sicher und flott. Mein Schwachpunkt waren schon immer meine Augen. Schwerste Kurzsichtigkeit, drei Netzhautablösungen, grauer Star auf beiden Augen. Ich habe schon das volle Programm eines normalen Achtzigjährigen hinter mir. Parodontose

zerfrisst mir das Gebiss. Ein halber Zahn wurde mir deshalb schon gezogen.

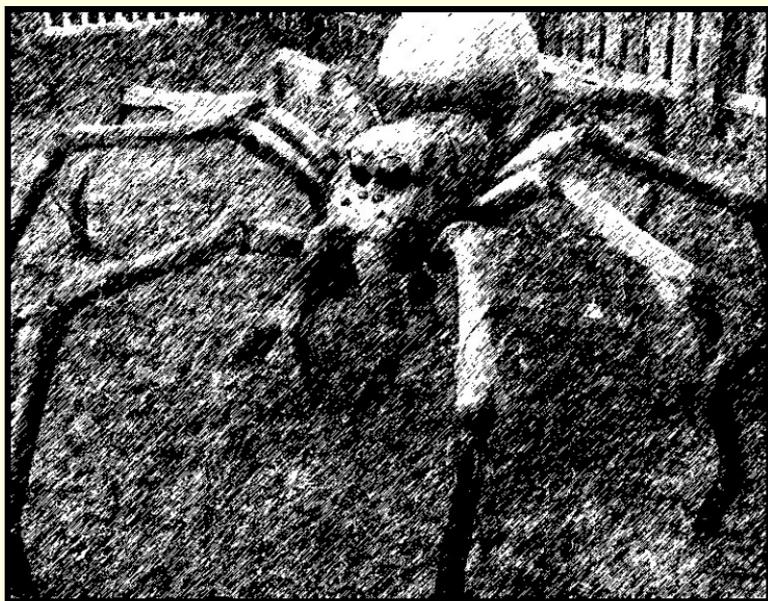
In meinen Vorstellungen spuken immer mehr die Geister der Toten. Ich habe Jugenderinnerungen, Erinnerungen an harmlose Kneipenabende. Einige darin auftauchende Gestalten sind freundlich und alltäglich lächelnde Tote. Bilder von plaudernden, arbeitenden, spazieren gehenden Alltagsmenschen, die nicht existieren. Sie existieren nur in Erinnerungen. Sind sie meine Wahngebilde? In zehn, zwanzig, dreißig Jahren oder vielleicht in den nächsten Tagen werde auch ich eine Wahnvorstellung und ein buchstäbliches Nichts sein.

Früher erzählte ich Fremden mein Alter und sie glaubten mir nicht. Ich begann an meine ewige Jugend zu glauben. Ich musste immer wieder meinen Personalausweis zeigen. Heute sage ich mein wahres Alter und niemand wundert sich.

So um 2020 – zufällig in der Coronazeit, obwohl Corona meinen robusten Körper verschonte – muss ich einen ordentlichen Alterungsschub vollbracht haben. Ich machte zu dieser Zeit Fotos von mir und

starrte entsetzt auf meine plötzlich schwammige Visage.

Mein Körper arbeitet hinter meinem Rücken gegen mich. Der Körper ist ein hinterhältiger Feind, der meiner zukünftigen Auflösung zuarbeitet.



UNBEGRÜNDETE ÄNGSTE

Erzählung

Deutsch von Vera Gerling

Fernando Sorrentino

Ich bin kein sehr umgänglicher Mensch und manchmal vernachlässige ich meine Freunde. Nach fast zwei Jahren besuchte ich an einem dieser heißen Januartage des Jahres 1979 erstmals wieder einen von ihnen, der unter eher unbegründeten Ängsten leidet. Wie er heißt tut nichts zur Sache. Sagen wir einfach – nur um einen Namen zu nennen – Enrique Viani.

An einem Samstag im März 1977 hatte sein Leben eine recht bedeutende Wendung genommen.

Als er sich nämlich an jenem Morgen im Wohnzimmer seines Hauses in der Nähe des Balkons aufhielt, entdeckte Enrique Viani plötzlich eine, wie er meint, „riesige“ Spinne auf seinem rechten Schuh. Kaum hatte er darüber nachgedacht, dass es sich um die größte Spinne handelte, die ihm in seinem Leben je untergekommen war, da hatte die Spinne schon den Schuh verlassen und krabbelte ihm durch den Saum unter der Hose das Bein hinauf.

Enrique Viani erstarrte, wie er sagte, zur „Salzsäule“. Nie war ihm etwas derart Unangenehmes widerfahren. Sofort fielen ihm zwei Merksätze ein, die er irgendwann einmal gelesen hatte, nämlich erstens, dass ausnahmslos alle Spinnen, auch die allerkleinsten, über Gift verfügen sowie über die Möglichkeit, es einzuspritzen und zweitens, dass Spinnen nur dann beißen, wenn sie sich bedrängt oder gestört fühlen. Ganz offensichtlich musste diese überdimensionale Spinne also reichlich und noch dazu höchst schädliches Gift in sich tragen. Wenn diese Schlussfolgerung auch falsch sein mochte, da normalerweise die kleinsten Spinnen die gefährlichsten sind, man denke nur an die

berühmt-berüchtigte Schwarze Witwe, so schien es Enrique Viani doch am Sinnvollsten, sich nicht zu bewegen, da die Spinne ihm schon bei der geringsten Bewegung eine totbringende Dosis injizieren würde.

So blieb er also fünf bis sechs Stunden reglos stehen, in der begründeten Hoffnung, die Spinne würde ihren Platz, den sie auf seinem rechten Schienbein eingenommen hatte, wieder verlassen. Schließlich konnte sie sich, logisch betrachtet, nicht allzu lange an einem Ort aufhalten, an dem sie niemals etwas zu fressen finden würde. Gerade war er zu diesem optimistischen Ergebnis gelangt, da spürte er, wie sich sein Besucher tatsächlich in Bewegung setzte. Die Spinne war so dick und schwer, dass Enrique Viani die Schritte der behaarten und leicht klebrigen Füße auf der Gänsehaut seines Beines einzeln spüren und zählen konnte.

Zu seinem Unglück jedoch schickte sich der Gast nicht zu gehen an, sondern nistete sich vielmehr mit seinen beiden lauwarmen, zitternden Körperteilen in dem Hohlraum ein, der sich bei allen Menschen auf der Rückseite des Knies befindet.

Soweit zum ersten und gewiss wichtigsten Teil dieser Geschichte. Es folgten weitere, unbedeutende Ereignisse. Entscheidend war, dass Enrique Viani in seiner Angst vor einem Biss nicht davon abzubringen war, solange wie irgend nötig unbeweglich dazustehen, obwohl seine Frau und seine beiden Töchter ihn mit gutem Zureden vom Gegenteil zu überzeugen versuchten. Schließlich war der Punkt erreicht, an dem es keinen Schritt mehr voranging.

Da beehrte mich seine Frau Gabriela, in der Hoffnung, dass ich vielleicht Abhilfe schaffen könnte, mit einem Anruf. Es war gerade zwei Uhr Nachmittags: Mich ärgerte, dass ich meine einzige wöchentliche Siesta opfern musste, und ich schimpfte im Stillen auf die Leute, die sich nicht selbst zu helfen wissen. In Enrique Vianis Haus erwartete mich eine ergreifende Szenerie: Er stand unbeweglich da, wenn auch in einer nicht allzu verkrampften Haltung, eher wie ein Soldat, der locker dastehen soll. Gabriela und die Viani-Töchter weinten.

Mir gelang es, Ruhe zu bewahren und ich bemühte mich, auch die drei Frauen zu besänftigen. Dann erklärte ich Enrique Via-

ni, dass ich den Eindringling im Handumdrehen ganz mühelos überlisten könnte, wenn er mit meinem Plan einverstanden wäre. Um auch nicht das geringste Muskelzucken im Bein zu verursachen, öffnete Enrique Viani kaum den Mund und flüsterte: „Was für ein Plan?“

Ich erklärte es ihm: Ich würde mit einer Rasierklinge von unten nach oben in gerader Linie das rechte Hosenbein aufschlitzen, bis ich die Spinne entdeckte, ohne sie auch nur gestreift zu haben. Nach diesem Vorgehen wäre es mir ein Leichtes, sie mit einer zusammengerollten Zeitung auf den Boden zu schlagen und sie dann zu töten oder einzufangen.

„Nein, nein“, zischelte Enrique Viani in zurückgehaltener Verzweiflung. „Der Hosenstoff wird sich bewegen und die Spinne mich beißen. Nein, nein, ein solcher Plan bringt doch nichts.“

Dickköpfe kann ich nicht ausstehen. In aller Bescheidenheit möchte ich behaupten, dass mein Plan perfekt war und da erlaubte es sich dieser Schwachkopf, der mich um meine Siesta gebracht hatte, ihn abzuleh-

nen. Und zwar ohne triftigen Grund und zudem mit einer gewissen Herablassung.

„Dann weiß ich auch nicht mehr, was zum Teufel wir tun sollen“, sagte Gabriela. „Dabei wollen wir gerade heute Abend Patricias fünfzehnten Geburtstag feiern...“

„Herzlichen Glückwunsch!“ sagte ich und drückte dem Geburtstagskind einen Kuss auf die Wange.

„... und es geht doch nicht an, dass die Gäste Enrique so sehen, als sei er eine Statue.“

„Und was wird erst Alejandro sagen.“

„Wer ist Alejandro?“

„Mein Freund“, antwortete mir Patricia, wie nicht anders zu erwarten war.

„Ich habe eine Idee!“ rief Claudia, die Jüngere. „Wir rufen Don Nicola an und...“

Ich möchte hier sofort klarstellen, dass mich Claudias Plan gar nicht überzeugte und ich daher keinerlei Verantwortung für seine Durchführung trage. Mehr noch: Ich sprach mich energisch dagegen aus. Doch wurde ihr Vorschlag freudig angenommen und Enrique Viani zeigte von allen die größte Begeisterung.

So kam also Don Nicola ins Haus und da er kein Freund vieler Worte, sondern ein Mann der Tat war, machte er sich gleich ans Werk. Flink stellte er Mörtel her und zog um Enrique Viani herum Stein auf Stein einen hohen, schmalen Zylinder hoch. Die Enge des Baus stellte keineswegs einen Nachteil dar, sondern würde es Enrique Viani ermöglichen, im Stehen zu schlafen, ohne dass er Angst haben müsste, umzufallen und so seine vertikale Haltung aufzugeben. Schließlich verputzte Don Nicola säuberlich die Konstruktion, gab Grundierung darüber und strich sie passend zur Farbe des Teppichs und der Sessel moosgrün an.

Gabriela aber, der die Wirkung des kleinformatigen Obeliskens im Wohnzimmer nicht ganz behagte, stellte probeweise eine Vase mit Blumen hinauf und dann noch eine verschnörkelte Lampe. Zweifelnd meinte sie:

„Fürs Erste muss dieses gräßliche Zeug da oben stehen. Am Montag werde ich etwas Vernünftiges kaufen.“

Ich überlegte, mich bei dem Fest einzuschmuggeln, damit sich Enrique Viani nicht

so einsam fühlte, doch schreckte mich die Aussicht auf die Musik ab, für die die jungen Leute heute schwärmen. Don Nicola hatte auf jeden Fall vorausschauend ein winziges, rechteckiges Fenster direkt vor Enrique Vianis Augen vorgesehen, so dass er sich damit vergnügen konnte, bestimmte unregelmäßige Stellen in der Wandfarbe zu betrachten. Da nun offensichtlich alles wieder in rechter Ordnung war, verabschiedete ich mich von den Vianis und von Don Nicola und ging nach Hause.

* * *

Heutzutage sind wir in Buenos Aires alle mit Arbeit und Terminen überhäuft. Mir jedenfalls geriet Enrique Viani fast völlig in Vergessenheit. Vor ungefähr zwei Wochen fand ich jedoch endlich einen Moment, ihn besuchen zu gehen.

Ich musste feststellen, dass er noch immer in seinem kleinen Obeliskten wohnte, der allerdings umrankt war von Zweigen und Blättern einer wunderschönen Kletterpflanze mit blauen Glockenblüten. Ich schob ein wenig vom dichten Blattwerk beiseite und erkannte hinter dem kleinen

Fenster ein Gesicht, das vor lauter Blässe schon beinahe durchsichtig war. Gabriela kam der Frage zuvor, die mir auf den Lippen lag, und erläuterte mir, dass die Natur Enrique Viani in einer weisen Anpassung an die neuen Lebensumstände jeglicher körperlichen Bedürfnisse enthoben habe.

Ohne einen letzten Appell an seinen Verstand wollte ich mich nicht zurückziehen. Ich bat Enrique Viani, er möge doch Vernunft annehmen, und meinte, dass die berühmte Spinne nach den 22 Monaten, die er nun eingesperrt war, doch gewiss längst gestorben sei, dass wir also Don Nicolas Bauwerk abreißen könnten und...

Enrique Viani konnte nicht mehr sprechen, zumindest war seine Stimme nicht mehr zu vernehmen. Er beschränkte sich darauf, resigniert mit den Augen zu verneinen.

Müde und vielleicht auch ein wenig traurig verließ ich das Haus.

* * *

Normalerweise denke ich gar nicht an Enrique Viani, aber in letzter Zeit habe ich mich des Öfteren an seine Situation erinnert und

dann wallt Protest in mir auf: Wenn doch nur der Einfluss dieser unbegründeten Ängste nicht so mächtig wäre, dann würden sie schon sehen, wie ich mit der Spitzhacke diese lächerliche Konstruktion von Don Nicola niederbreche. Dann würden sie schon sehen, wie sich Enrique Viani, vor die blanken Tatsachen gestellt, letztendlich doch davon überzeugen ließe, dass seine Ängste grundlos sind.

Aber nach diesen Anfällen gewinnt meine Nächstenliebe überhand, und ich sehe nun ein, dass ich keinerlei Recht habe, mich in anderer Leute Privatleben einzumischen und Enrique Viani einer vorteilhaften Situation zu entreißen, die er selbst sehr zu schätzen weiß.



DER SCHMELZ DES LEBENS

Erzählung

Christian Knieps

Ich erzähle Ihnen heute eine Geschichte, die seit Anbeginn der Zeit erzählt wurde, in einem immer anderen Gewande, die jedoch im Kern stets dasselbe menschliche Handeln berichtet.

Diese hier beginnt damit, dass mein Vater, ein Vertreter für Handelswaren, eines Tages auszog, die Welt mit einem eigenen Produkt zu erobern, dessen zartfühlender Schmelz schon bald den Gaumen aller Menschen der großen weiten Welt reizen sollte. Auf einer Reise durch die Schweiz, die er eigentlich nutzen wollte, um neue Geschäftspartner für seinen Außenhandel zu gewinnen, da das heimische Gebiet unter

den alteingesessenen Handelsvertretern bereits kartellähnlich aufgeteilt war – auf dieser Arbeitsreise musste er vor einem heftigen Gewitterschauer in einem kleinen Dorf Halt machen, dessen nachbarschaftliche Berge wie ein natürlicher Schutz vor allen Gefahren wirkten, was schlecht und unrecht war.

In dieser Welt schien noch alles in Langsamkeit zu leben, die meisten Menschen betätigten sich in der Landwirtschaft oder gingen einem Handwerk nach und die großen und weltentreibenden Veränderungen der Neuzeit waren noch nicht an diesen abgeschiedenen Ort gelangt, sodass selbst der wertlose Wagen meines Vaters wie ein Ding aus einer anderen Welt erschien. Doch so sehr mein Vater wie ein Eindringling von außerhalb in dieser scheinbar heilen Welt wirken musste, erkannte er sofort, dass er unter den liebenswürdigsten Menschen gekommen war, die er in seinem bisherigen Leben getroffen hatte. Kaum dass er bei den netten Menschen vor einem heftigen Unwetter untergekommen war, fand er das Geheimnis der Berge und war seither verzaubert. Und in jenem Moment, in dem er

das Geheimnis des Berges verstand, wusste er bereits, dass er sich das nötige Wissen angeeignet hatte, um in der Welt außerhalb den Erfolg zu haben, den er sich für sich und seine kleine Familie erhoffte, die bisher eher am Hungertuch genagt hatte als an fetten Speisen.

Seine Frau, meine Mutter, eine zierliche junge Dame aus der Nachbarschaft meines Vaters, beklagte sich mit keinem Wort über das magere und oft ausfallende Einkommen ihres Mannes, doch wenn sie am späten Sonnabend auf dem gemeinsamen Spaziergang an den geschlossenen, aber herrlich ausgeleuchteten Schaufenstern der Innenstadt vorbeiging, spürte er die aufseufzenden Wallungen, die im Körper seiner Frau ihr Unwesen trieben und die sie mühsam niederkämpfen musste. Seither hatte sich mein Vater geschworen, dass er einen Ausweg für seine Familie finden würde, nicht einmal so sehr für sich; denn ihm war es genug, was er hatte, doch auf lange Sicht würden seine Kinder eine gute Ausbildung benötigen, damit sie die Gelegenheit erhielten, einen anderen Weg als ihr Vater einzuschlagen. Mit dem sicheren Wissen, die Lö-

sung für alle seine Wünsche gefunden zu haben, stieg mein Vater am folgenden Morgen bei besserem Wetter in sein Auto, wendete und machte sich auf die Heimreise, ohne auch nur einen Neukunden erworben zu haben, und meine Mutter staunte nicht schlecht, als er bereits weit vor der verabredeten Zeit vor der Tür stand und ihr einen Strauß Blumen mitbrachte, der erste, den er sich seit ihrer gemeinsamen Hochzeit geleistet hatte. Zunächst wollte ihn meine Mutter für seine Verschwendung ausschimpfen, doch sie hielt inne, als sie den forschen und herausfordernden Schritt ihres Mannes erkannte, ein veränderter Gang, weniger schleichend als vielmehr dynamisch, den er seither an den Tag gelegt hatte.

„Etwas muss auf der Reise geschehen sein“, dachte sie bei sich, „sonst würde er trauriger und weniger forsch daherkommen, aber so stolz und voller Zutrauen habe ich ihn nicht einmal auf unserer Hochzeit gesehen.“

Meine Mutter sagte sich, dass sie ihm zuerst zuhören wolle, ehe sie mit den Vorwürfen loslege, die sich in ihr stauten – von

der Verantwortung gegenüber der Familie bis zum Gedenken an ihre und seine armen Eltern, die sie zuweilen mit einer kleinen Geldspende über Wasser halten mussten. Freudestrahlend hielt er, trotz dessen, dass sie den Strauß Blumen bereits gesehen hatte, diesen hinter seinem Rücken versteckt, bis er einen Schritt von ihr entfernt stand, um ihr sogleich weitere Vorwürfe einfallen zu lassen, doch mit einem gequälten Lächeln und einer gespielten Freudigkeit ob ihres eigenen Schwurs, nie jammern zu wollen, fragte sie ihn mit dem freundlichsten Tonfall, zu dem sie augenblicklich fähig war, ob seine Reise denn erfolgreich gewesen sei, da er schon wieder zu Hause angekommen sei.

„Viel erfolgreicher, als du es dir vorstellen kannst, auch wenn ich keinen einzigen Neukunden an Land gezogen, ja nicht einmal mit einem gesprochen habe. Du wirst staunen, welche Entdeckung ich in einem Bergdorf in der Schweiz gemacht habe, mit dem ich unsere Familie in der Zukunft aus dem derzeitigen Stand in einen gut situierten führen werde.“

Sein Enthusiasmus ließ sie kaum zu Wort kommen, und als im Hintergrund der Erstgeborene, mein ältester Bruder, zu schreien anfing, lief sie unentwegt in den einzigen Raum, den ihre kleine Wohnung neben dem Schlafzimmer bot, und schaute nach dem Säugling, der weinend in seiner Wiege lag, hob ihn hoch und wirkte beruhigend, nicht ohne selbst eine Träne der Trauer zu vergießen. In der Zwischenzeit hatte mein Vater sich seines Mantels und seines Hutes am Kleiderhaken entledigt und war zum Tisch getreten, an den er sich setzte und aus seiner Briefftasche einige Fetzen Papier zutage brachte, die er alle fein säuberlich nebeneinander ausbreitete.

„So“, begann er träumerisch, indem er die Zettel in die richtige Reihenfolge brachte, „zuerst muss man dies machen, dann dies und schlussendlich ist sie fertig und schmilzt in einem feinen Hauch dahin, dass es die Sinne täuscht, bis es vorbei ist und der Genießer erneut aus dem Sinnestraum zum Leben erwacht.“

Mein ältester Bruder hatte mit dem Schreien aufgehört und sich beruhigend in den Schlaf wiegen lassen, als meine Mutter

aufstand, zu ihrem Mann am Tisch ging und über seine Schulter blickend die ausgebreiteten Zettel betrachtete, die nichts als ein Mischungsverhältnis und die Anleitung zur Zubereitung enthielten.

„Was in drei Teufels Namen ist das für ein Rezept?“, fragte sie etwas erschrocken und glaubte, dass mein Vater den Verstand verloren hatte.

„Eins nach dem anderen, Liebling“, antwortete er mit seiner ruhigsten Stimmlage, stand auf und gebot seiner Frau, sich auf seinen Stuhl zu setzen. Indem sie sich verwirrt niedersetzte, den Blick weiterhin auf die geordneten Zettel geheftet, setzte er sich ihr seitlich gegenüber, atmete tief durch und begann mit der Geschichte seiner Reise in die Schweiz.

„Bereits als ich über die Grenze fuhr und im Hintergrund die Berge auftürmen sah, über denen die Sonne freundlich stand, wusste ich, dass es eine gute Reise mit einem dementsprechenden Erfolg werden würde, aber wer konnte denn ahnen, dass es gleich ein derart gewaltiger werden würde; doch dazu später mehr. Ich fuhr bis zu einem See und blickte über das sich

kräuselnde Wasser, machte Halt und genoss die allumfassende Stille dieser Szenerie, in der ich der Einzige zu sein schien. Nur weit entfernt sah ich Fischerboote am anderen Ende des Sees. Selten habe ich einen derartigen Frieden in meiner Seele verspürt und eigentlich wollte ich diesen Augenblick bis zu seinem letztmöglichen Ende auskosten, doch es fing unmittelbar zu regnen an und ich musste mich zu meinem Auto sputen, um nicht völlig nass zu werden.

Verwundert blickte ich aus meiner Frontscheibe zum Himmel hinauf und konnte es kaum glauben, dass es solche Wetterkapriolen an diesem herrlichen Flecken dieser Welt gibt. Ein gewaltiger Sturzbach schüttete eine Unmenge an Regenwasser auf die Erde hinab und mir gelang es nur mit sehr langsamer Geschwindigkeit voranzukommen, so sehr war meine Sicht eingeschränkt. Selten genug konnte ich das Ende der Fahrbahn an den Seiten erkennen, und zuweilen hatte ich das Gefühl, in einer untergegangenen Welt, die von der Sintflut verschüttet worden war, dahinzugleiten, und es hätte mich keineswegs überrascht, wenn solch sonderliche Erscheinungen wie

Wassernixen oder prähistorische Wasserwesen um mich herum geschwommen wären. Das Unwetter dauerte fort und umspülte die gesamte umliegende Welt, die Schotterstraße weichte auf und in mir keimte eine weitere Angst, an Ort und Stelle mit dem Auto stecken zu bleiben, dessen Winterketten ich natürlich zu Hause gelassen hatte, da es ja bis zum Winter noch einige Monate waren. Langsam und auf jeden Rutscher bedacht, fuhr ich die kaum sichtbare Straße entlang und hoffte, dass ich jede Kurve und jeden Abhang rechtzeitig entdeckte, denn stehenbleiben schien für mich keine Option zu sein. So tastete ich mich Meter um Meter voran, stets im ersten oder zweiten Gang, bis die Straße mit einem Mal leicht anstieg und ich nach einigen hundert Metern in eine kleine Siedlung einfuhr, wo der Regen aufgrund der Hindernisse ein wenig seichter wurde.

Kaum war ich in das Dorf hineingefahren, suchte ich eine Stelle, an der ich meinen Wagen geschützt abstellen konnte, und zu meinem Glück fand ich mehrere Bäume, unter deren dichtem Laub ich mich ein wenig vor den sintflutartigen Regenfällen in

Sicherheit bringen konnte. Kaum hatte ich den Motor abgestellt, umschlugen mich die Töne der gesammelten, dicken Tropfen auf dem Dach, die sich an den Blättern sammelten und dann trommelnd auf das Dach niederkrachten. Sie waren dermaßen tönend, dass ich das Klopfen des Menschen überhörte, der unter einem dicken Schutz an mein rechtes Wagenfenster getreten war und auf sich aufmerksam machen wollte, jedoch meine Aufmerksamkeit erst erhielt, als er geräuschvoll die Türe öffnete und mich zu Tode erschreckte. „Kommen Sie doch in unsere warme Stube hinein“, sagte der Mann und zeigte auf ein Haus mit einer angelehnten Tür in der Nähe der Bäume. „Sie sind gewiss ein Durchreisender, der von dem schlimmen Wetter überrascht wurde. Vielleicht möchten Sie sich drinnen ein wenig aufwärmen und Ihre Kleidung trocknen, ehe Sie nach dem Regenguss weiterreisen.“ Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich sagen sollte, doch die einladende Mimik des greisen Mannes – denn erst jetzt erkannte ich das Alter meines Wohltäters – ließ eigentlich keinen Widerspruch zu.

Ich dankte für die Einladung, nahm die beiden wichtigen Koffer von meinem Rücksitz, den einen mit meiner Wechselwäsche, den anderen mit den Handelsgütern, und folgte dem Greis, der sich unter einem Tuch gegen den prasselnden Regen schützte und mir auch eines gab, das ich aber nur über meinen Kopf halten konnte, indem ich ihm einen Koffer reichte, den er auch ohne Widerspruch an sich nahm. Ich schlug die Türe meines Autos zu und fluchtartig liefen wir hintereinander zu der angelehnten Tür, die der Greis mit einer erstaunlichen Standfestigkeit rammte, sodass sie beinahe aus den Angeln sprang; ich trat schnellen Schrittes in das Haus ein und fühlte sogleich die wärmende, trockene Hitze eines guten Feuers, das seit Stunden brannte und die Luft mit dem lieblichen Duft alten Harzes erfüllte. Doch bereits im zweiten Moment drang ein davon abweichender Geruch in meine Nase, den ich auf diese Art und Weise noch niemals gerochen hatte: zwischen süßlich und herb, zwischen göttlich und abgrundtief lüstern-menschlich. Indem ich meinen Koffer zu dem anderen, vom Greis abgesetzten stellte, sah ich mich

in der groß angelegten Stube verwundert um, suchte nach der Herkunft dieses Geruches und erkannte im Hintergrund eine ebenfalls greisenhafte Dame, die in einem kleinen Topf auf dem Herd beständig rührte.

„Entschuldigen Sie“, begann sie und blickte über ihre Schulter zu mir, „dass ich Ihnen nicht die Hand zur Begrüßung geben kann, aber ich muss darauf aufpassen, dass meine Schokolade auf dem Herd nicht verbrennt.“ Jetzt wusste ich, woher der lieblich-süße und herb-aromatische Geruch wehte, und ich fragte mich, welche Art der Schokolade sie wohl zubereitete, doch sogleich erwachte ich aus meinen schweifenden Gedanken und sagte, dass es nicht schlimm sei, denn eine gute Mahlzeit brauche auch eine gute und aufmerksame Köchin, und zudem bedankte ich mich für die freundliche und gastliche Aufnahme in ihrem Heim. „Draußen kübelt es wie aus Eimern“, sagte die Frau in einem amüsanten Tonfall, und ich musste bei dem Gedanken grinsen, wie alle Himmelsfiguren aus allen Geschichten auf den Wolken sitzen und einen Eimer nach dem anderen auf diese Ge-

gend ausschütteten, wobei die sonst so liebenswürdigen Engelskinder am schelmischsten grinnten. „Möchten sie etwas essen oder trinken?“, fragte mich der Greis, als er sich seiner klammen Kleidung entledigt hatte, und ging mit seinen wollgefüllten Pelzschuhen um den Tisch zu seiner Frau, um in den Topf zu schauen, in dem sie gerade rührte. „Lass bloß deine Finger aus der Schokolade“, warnte sie den Herannahenden, und gewiss hatte er bereits schon öfters von der braunen Masse genascht, während sie für einen kurzen Moment nicht aufpasste, doch dieses Mal hatte sie seinen Annäherungsversuch erkannt und stellte sich zwischen ihn und den Topf.

Ich betrachtete dieses muntere Schauspiel, wie er nun versuchte, auf der anderen Seite an ihr vorbei in den Topf zu langen, und ich vergaß dabei ganz meine sonst so galante Höflichkeit, denn ich hatte nicht auf seine Frage geantwortet, doch als er mich erneut fragte, vernahm ich keinerlei Erbitterung über mein Nichtantworten, so dass ich dankend ablehnte und log, vor kurzem erst etwas zu mir genommen zu haben. Zu sehr war ich von der Greisin fas-

ziniert, die mit einer Seelenruhe und Hingabe in dem Topf rührte, mit einer Beständigkeit, die einem Schweizer Uhrwerk gut zu Gesicht gestanden hätte, und in diesem Moment hätte ich alles dafür gegeben, einmal meinen Finger in die dunkle Masse eintauchen zu dürfen, die mit einer solchen Liebe zubereitet wurde. Die Zeit in diesem Raum verdichtete sich derart, dass ich nicht sagen kann, wie lange ich in diesem Zustand der Greisin beim Rühren zusah, doch mit einem Male umfasste sie mit gestrenger Hand die seitlichen Griffe, nahm den Topf kraftvoll vom Feuer und ergoss den Inhalt in vorgefertigte und eingefettete Holzschalen, gewiss, damit die Schokolade abkühlen und aushärten konnte. Wie beim Erschaffen eines Kunstwerkes schaute ich gebannt ihrem Treiben zu und vergaß nicht nur meine nasse Kleidung, sondern auch den Greis, der sich in der Zwischenzeit um das Aufräumen des Tisches gekümmert hatte.

„Setzen Sie sich doch“, sagte er scheinbar aus einer anderen Welt kommend, doch ich wachte davon aus dem zuckersüßen Traum auf, blickte ihn nur kurz verstört an und ließ mich ohne ein Wort zu entgegnen

auf den hölzernen Stuhl nieder; weiterhin das eigenartige Theaterschauspiel der Greisin im Auge behaltend. Das Schmatzen meiner nassen Kleidung, als ich das Wasser mit meinem Gewicht aus dem vollgesogenen Stoff herausdrückte, ließ mich meinen Fehler erkennen und ich bat umgehend um Entschuldigung, doch dem Greis schien es nicht aufgefallen zu sein. Ich erhob mich erneut vom Stuhl, fragte, wo ich meine Kleidung wechseln könne, und wurde in den hinteren Teil des Hauses gewiesen, wo es mir mit einiger Mühe gelang, mich von der an der Haut klebenden Kleidung zu entledigen. Hier, im abgelegenen Teil des Hauses, war die Luft ein wenig reinlicher und ging kaum mit dem süßlich-herben Duft der Küchenstube schwanger, doch als ich zum Küchentisch zurückkehrte, nahm mich dieser Geruch erneut in Beschlag und meine Sinneswahrnehmungen gingen ein weiteres Mal auf die Entdeckungsreise. Kaum hatte ich mich an den Tisch gesetzt, wurde ich auch schon von der Greisin gefragt, ob ich gerne etwas zum Aufwärmen hätte, eine Suppe vom Tage könne sie auf die Schnelle warm machen oder ein heißes Getränk,

doch ich wiegelte ab, jedoch war das Verlangen in mir derart stark, dass ich mich schlussendlich überwand und fragte, obgleich ich die Antwort bereits kannte, was hier in der Stube so unglaublich gut riechen würde.

„Wir machen Schokolade nach althergebrachter Tradition“, antwortete sie mir mit einem wohlmeinenden Lächeln und bot mir eine Schale mit einer bereits ausgehärteten Schokolade an, die sie von der Fensterbank nahm, jenes Fensters, hinter dem weiterhin die Welt sintflutartig versank. „Sie wird ihnen gewiss schmecken“, warf der Greis in den Raum, mit einem verschmitzten, wissenden Lächeln um die Qualität der Schokolade, doch im sofort folgenden Moment fauchte sie ihn an, dass er besser den Mund halten solle, denn ihr Gast wolle gewiss unvoreingenommen das Resultat ihrer heutigen Mühen kosten. Wie ein geprügelter Pudel zog sich der Greis vom Tisch zurück, und ich hatte nun die Zeit, mich um die Form mit der Schokolade zu kümmern, deren Duft meine Nase derart umwob, dass sich alle meine Härchen aufstellten, um möglichst viel davon abzubekommen.

Langsam versuchte ich, die braune erstarrte Masse aus der Form zu holen, doch es wollte mir nicht gelingen, ehe die Greisin mir andeutete, dass ich die Form mit der umgedrehten Seite zunächst auf den Tisch klopfen müsse, damit sich der Inhalt von ihr löst. Ich klopfte zuerst vorsichtig, doch sie forderte mich auf, nicht zu zaghaft zu sein, und machte es mit einer anderen Form vor, deren Inhalt sogleich beim ersten Klopfen herausprang, mit einem Wohlwollen, dass es mir über den ganzen Rücken schauderte.

Auch ich ging nunmehr daran, die Form etwas unsanfter zu behandeln, und bei mir sprang die Schokoladenmasse beim zweiten Klopfen raus, jedoch so weit, dass sie gleich in zwei ungleiche Teile zerbrach, was jedoch nicht sehr schlimm war, da ich sie so oder so zerbrochen hätte. Vielleicht war es sogar besser, denn jetzt musste ich mir keinerlei Gedanken darüber machen, dieses Gesamtkunstwerk aus den Händen der Greisin zu zerbrechen, da es bereits in Scherben vor mir lag. Langsam und mit ehrfürchtigem Bedacht nahm ich das kleinere Stück aus der Form heraus und führte es an meine Lippen, die bereits bei der ersten Be-

rührung versinnlichten, welchen unglaublichen Schmelz diese Schokolade hatte. Ich führte das Stück weiter in den Mund, biss eine Ecke davon ab, legte den Rest erneut auf die Form, damit meine Finger nicht allzu sehr verschmutzen, und begann, die Aromen der Schokolade in all ihren Ausprägungen zu erschmecken, von denen es reichlich gab, denn sobald die Schokolade meine Zunge berührt hatte, flossen aus ihr die wohlschmeckendsten Zutaten über die Bereiche meiner Zunge, sodass es mich ein weiteres Mal über den Rücken, ach was sage ich, mein ganzer Körper zitterte bei dieser Lusterfahrung, die stärker war als alles, was ich je in meinem Leben mit meinen Sinnen verspüren durfte.

Es war wie eine Offenbarung, als ob die Zeit angehalten worden wäre, so sehr verteilte sich der Geschmack in meinem Mund und ich traute mich kaum, auf der Schokolade herumzulutschen; ich hatte viel zu sehr die Angst davor, dass dieser Moment der absoluten Glückseligkeit enden würde, hatte viel zu viel Angst davor, dass ich dieses Meisterwerk der Koch- und Backkunst nicht genügend würdigen könne. Es ver-

gingen unendlich viele Momente, ehe ich mich zwang, meinen Mund zu leeren, um ein passendes Urteil den wartenden Greisen abgeben zu können, und ich genoss jeden Augenblick, solange die nicht zu süße, leichtherbe braune Masse in meinem Mund aufgelöst und heruntergeschluckt war. Ich sah, wie der Greis sich neben dem Tisch aufgebaut hatte, mit einer Miene, die sagen wollte, dass er es bereits im Vorhinein gewusst hatte und erneut bestätigt worden war, während sie zu ihrem Ofen zurückgekehrt war, um die restliche geschmolzene Schokoladenmasse in die letzte Form zu verteilen, die jedoch nicht mehr voll wurde. „Wollen sie den Rest aus dem Topf schlecken?“, fragte sie mich und hielt mir den silbernen, sehr benutzt aussehenden Topf mitsamt seinem braunen Innenleben entgegen, sodass ich ihn ohne Worte zu mir nahm und wie ein kleiner Lausbub begann, die restliche Flüssigschokolade vom Rand abzuschlecken.

Jeder zusehende Mensch hätte mich und meine Handlungen als peinlich empfunden, fern von jedem Taktgefühl und jeder Höflichkeit, doch diese Schokolade war eine

Preisung an die höchsten Gefühle, die man in der Küche erregen konnte, und diese Glücksgefühle übertrafen die letzten Widerstände meiner Scham um Längen. Ich fühlte mich im siebten Himmel, dort, wo ich mich sonst nur befand, wenn man seine eigene Verliebtheit erkennt oder die fünfte Symphonie von Gustav Mahler im zweiten Satz zu ihrem Höhepunkt entgegenstrebt; die Schokolade hatte mich aller anderen Sinne beraubt und mir allein den einen gelassen: den absoluten Genusssinn. Es brauchte seine Zeit, ehe ich aus meinen Genusssträumen in die Wirklichkeit zurückkehren konnte, und ich war im ersten Moment verwundert, dass alles seinem gewohnten Gang nachstrebte; der Greis machte neues Feuer im Heizofen, während die Greisin begann, den gebrauchten und von mir ausgeschleckten Topf mit heißem Wasser auszuspülen. Außerdem kann ich kaum sagen, wie lange ich geträumt hatte, denn als ich aus dem seitlichen Fenster blickte, war der Regen verschwunden und eine strahlende Sonne brach sich an den Regentropfen, die noch an der Scheibe perlten. Ich stand auf, ging zur Fensterbank und blickte, mich auf

sie abstützend, nach draußen, wo tatsächlich die Sonne den Regen abgelöst hatte und im Hintergrund ein breiter Regenbogen in allen Farbschattierungen die Szenerie verschönerte.

„In welche Traumwelt mich dieses Unwetter wohl verschlagen hatte“, fragte ich mich und musste mich zwingen, von der Fensterbank zurück in den Raum zu gehen, wo sich jedoch scheinbar niemand an meiner Anwesenheit störte. Nachdem das Feuer erneut mit großer und zündelnder Flamme gebrannt hatte und die Greisin den Topf gesäubert hatte, ging der gesamte Prozess des Schokoladenmachens von vorne los. Ich sah, welche Zutaten in welchen Mengen sie benutzte, sah die mir unbekanntesten genauestens an und versuchte, mir das unglaubliche Rezept zu merken. Langsam und ohne große Aufregung zu verbreiten, suchte ich einen Notizzettel in meiner Hosentasche, fand mehrere, zückte meinen Stift aus der Hemdbrusttasche und begann wirre Aufzeichnungen über das sagenhafte Rezept zu machen. Immer schneller flog mein Stift über den Zettel, und als ich fertig war und die Schokolade nur noch fertig ge-

rührt werden musste, fühlte ich mich wie nach einem unendlich langen Lauf. Mir fehlte die Luft zum Atmen und ich schwitzte, obgleich ich mich nicht und nur sehr wenig bewegt hatte. Vielleicht kam es von der inneren Aufgewühltheit; schnell packte ich die vollgekritzelten Zettel in meine Hosentasche, trat zurück in den Raum, doch erneut musste ich voller Grauen feststellen, dass die beiden Greise mich nicht beachteten, als wäre ich gar nicht anwesend.

Mit einem Mal fühlte ich ein Unwohlsein in mir aufsteigen; welche Wirkung wohl in der Schokolade lag, dass ich eine derart komische Realitätswahrnehmung hatte, doch bevor ich eine Antwort darauf finden konnte, entschied ich mich, teils aus Unmut, teils aus beklemmender Angst der Ungewissheit, aus diesem gastgebenden Heim Abschied zu nehmen, packte meine Sachen, auch jene, die mittlerweile wieder trocken waren, nahm alles an mich und wollte mich, mit den beiden Koffern in den Händen, von den beiden verabschieden, doch gleich, was ich auch tat, sie reagierten nicht, sondern arbeiteten weiter an ihrer Schokolade, die sie mittlerweile wieder in

die Formen zum Aushärten gossen. Ich entschied, die beiden nicht weiter stören zu wollen, und ging zur Türe, erblickte jedoch auf dem Tisch jene Form mit Schokolade, die sie genommen hatte, um mir das Herauslösen zu zeigen, und indem ich nach ihr griff, mitsamt der Schokolade, die sie nicht gegessen hatte, blickte ich ein letztes Mal auf die beiden, die weiterhin beschäftigt schienen, riss die Türe auf und rannte aus dem Haus, sprang in meinen Wagen, der von allerlei wüsten Blättern und Ästen übersät war, startete den Motor und fuhr los, so schnell es der Fahrbahnzustand hergab.

Als ich einige Meter vorangekommen war, beinahe aus dem Dorf heraus, das nur aus wenigen Häusern bestand, sah ich im Rückspiegel die beiden Greise in der Tür stehen, wie sie mir nachwinkten. Ich erschrak dermaßen über den unerwarteten Anblick der beiden, dass ich beinahe in den Graben rechts von der Fahrbahn gefahren wäre, doch im letzten Moment schaffte ich es, gegenzulenken und fuhr, ohne einen weiteren Blick nach hinten zu machen, weiter, bis ich mich in Sicherheit und außer-

halb dieses seltsamen Dorfes währte, hielt am Straßenrand an und fragte mich, wie der Ort wohl heißen habe, stieg aus, blickte die Strecke den Berg hinauf und urplötzlich durchfuhr mich ein heißkalter Schauer, denn dort, auf dem Berg, war kein einziges Dorf, nicht einmal eine einsame Almhütte zu sehen. Mir wurde schwindelig und tausend Fragen schossen mir durch den Kopf, mein Gehirn versagte bei der Flut der selbst produzierten Fragen und ohne Möglichkeiten der Abwehr wurde mir schwarz vor den Augen; ich sank hinab in eine tiefe Ohnmacht, wobei der Blick bis zuletzt auf den Berg gerichtet blieb, wo jene Geschehnisse stattgefunden hatten, die mein Geist nicht verarbeiten konnte. Ich muss auf dem Boden aufgeschlagen sein, denn als ich an dem See, an dem ich vor dem Unwetter gehalten hatte, spürte ich viele Stellen meines Rückens überdeutlich schmerzen. Ich stieg aus und wunderte mich über die letzten Ereignisse, doch der nächste Schock ereilte mich, als ich sah, dass mein Auto weder voller Schlamm war noch Äste und Blätter auf der Karosserie hatte, sodass ich erneut in tiefe Zweifel ver-

sank und mich fragte, welches Schauspiel mein Geist mir vorgetragen hatte.

Die aufwallende Ohnmacht war nicht sehr stark, dennoch musste ich mich an die Motorhaube lehnen und konnte auch erst nach einigen Minuten erneut gerade stehen, ging einige Meter und spürte, wie das Leben in meinen ausgemergelten Körper zurückkehrte. Stampfend trat ich im Umkreis die Wiese platt, ehe ich ein Schild sah, das beide Richtungen beschrieb; auf dem einen stand meine Herkunft in großen und deutlichen Lettern, auf dem anderen hingegen stand in schokoladenbraunen Lettern auf weißer Farbe scheinbar der Name des Berges: Schweizer Haube, und ich blickte mich zu ihm um, auf dem ich, aber scheinbar mein Auto noch niemals gewesen war, und dachte mir, dass dieser Name durchaus passend erschien. Verwirrt und mit dem zurückkehrenden Gedanken an meinen eigentlichen Grund der Reise wollte ich zurück zu meinem Auto, da ich noch an diesem Tage, vor dem Untergang der Sonne in der nächstgelegenen Stadt sein wollte, griff in meine Hosentasche, um nach dem Schlüssel zu suchen, und schrak wiederum

zurück, als ich die Zettel spürte, die aus meiner Erinnerung ans Tageslicht drangen.

Langsam fand ich den Mut und zog sie als Bündel aus meiner Hosentasche heraus, doch sie wirkten allesamt leer, sodass in mir bereits das Gefühl aufkam, dass meine gesamten Erinnerungen nur ein böser Traum gewesen waren und die Stellen meines Körpers, die wehtaten, von der schlechten Lage im Auto herrührten, doch als ich aufatmen wollte, fiel mir ein dunkler Schimmer auf dem Papier auf, sodass ich es entfaltete, und jetzt wankte ich wirklich, denn beim Auseinanderklappen waren es mehrere Zettel, die allesamt mit einem scheinbar konfusem Schriftstil ein Rezept darstellten, das sich nach meiner Vergewisserung als eines für Schokolade herausstellte. „Es wird doch wohl nicht wahr sein“, sagte ich mir im Innern, und die Verzweiflung erreichte den Höhepunkt, als ich die Schokoladenform auf dem Rücksitz über meinen gewechselten Kleidern sah, bemerkte, dass ich tatsächlich andere Kleidung als beim Wegfahren anhatte und meine alte unter der Form mit der Schokolade lag. Nach einer überstandenen, tiefen

Verzweiflung hat der menschliche Körper die Angewohnheit, mit einem Jetzt-erstrecht zu reagieren, und in mir schwoll der Wagemut auf. Ich riss die Türe meines Autos auf, dass alles wackelte, legte den Sitz um und griff nach der Form mit der Schokolade, deren Inhalt darin hüpfte. „Weil die Greisin sie bereits gelöst hatte“, sagte ich mir und wollte ohne Achtung vor meinen Erlebnissen versuchen, das gesamte Schokoladenstück in meinen Mund zu legen, doch ein unbewusster Widerstand riet mir, mich zuerst auf den Vordersitz zu setzen, um die Schokolade mit dem nötigen Respekt zu genießen und um nicht erneut in Ohnmacht zu fallen.

Kaum hatte ich das erste kleine Stück auf meiner Zunge, da begann es vor meinem geistigen Auge mit einem farbenfrohen Feuerwerk, das in den allersüßesten Farben den Himmel verschönerte, solange, bis meine Zunge das kleine Stück an meinem Gaumen zerschmolzen hatte. Wie gebannt saß ich auf meinem Sitz im Auto, blickte auf den sich an der Oberfläche leicht kräuselnden See und schwankte zwischen neuem forschen Mute und panischer Angst,

denn in diesem Moment zweifelte ich nicht nur an meinem Verstand, sondern an der gesamten Wirklichkeit, einfach an allem, selbst an der Tatsache, dass ich in diesem Auto an einem See saß und Schokolade aß. Minuten vergingen und ich wäre gewiss bis zum nächsten Morgengrauen in dieser Position verharnt, doch ein sich plötzlich näherndes Geräusch riss mich aus der Trance zurück; ein Auto fuhr in hohem Tempo an dem See vorbei, viel schneller, als ich es mich jemals trauen würde. Mit dem ersten klaren Gedanken seit einer kleinen Ewigkeit betrachtete ich die Fakten meiner Situation, sah die Form auf meinem Schoße liegen, sah die Schokolade in ihr, der nur das kleine abgebissene Stück von eben fehlte, spürte die Zettel mit dem Rezept in meiner Tasche und wusste bereits den Namen der Schokolade, die ich in meiner Heimat produzieren und auf den Markt bringen wollte: Schweizer Haube.

Meine Mutter blickte die Mitbringsel auf ihrem Tisch nach dem Ende seiner Geschichte fassungslos an, schaute über die vollgekritzelten Zettel, ließ ihre zarten Finger über die Schokoladenform fahren und

schien sich zu fragen, ob ihr Mann dies alles ernst meinte oder die gesamte Geschichte seiner blühenden Phantasie entsprungen war. Mein Vater schien ihre Unsicherheit zu spüren oder er hatte bereits mit ihr gerechnet, denn just in diesem Augenblick zauberte er hinter seinem Rücken das Stück Schokolade hervor, das formgerecht in die Holzschale passte, mit einer kleinen Ecke, die abgebrochen war, sodass meine Mutter über die Maßen erstaunt blickte, als er die Schokolade in die Form legte und sie passte. „Nun probier ein Stück“, forderte er sie auf und stand mit dem wohlwissenden Ausdruck auf dem Gesicht, wie dereinst der Greis in der Küche auf dem Berg, und wartete auf die Reaktion seiner Frau. Meine Mutter zögerte einen Augenblick und starrte ehrfürchtig auf die Schokolade, gab sich dann jedoch einen Ruck, mahnte sich zur Ruhe, da sie die eigene Lächerlichkeit der Situation verspürte; als sie jedoch ein abgebrochenes Stück auf ihre Zunge legte, verflog alles, was bisher um sie herum gewesen war, die Lächerlichkeit, die Ruhe, die Unruhe, aber auch die letzten Ereignisse, denn sie ging auf eine ähnliche Entde-

ckungsreise ihrer Sinne wie ihr Mann auf dem Berg und dann noch mal am See, eine Reise, die nirgendwo begann und niemals enden wollte.

Mein Vater beobachtete die Entdeckungsreise von außerhalb und wunderte sich kaum, dass ihr Körper hin und wieder von leichten Schauern ergriffen wurde, da er Gleiches auf seinen Reisen erlebt hatte. Es verging eine endlos erscheinende Zeit, ehe seine Frau erneut ins Leben zurückkehrte, und quasi als Triumphgeschrei setzte zur gleichen Zeit das Kreischen des Erstgeborenen ein, um den sich aus Rücksichtnahme für seine Frau mein Vater kümmerte und den er in den Schlaf zurückwiegte, mit dem Versprechen, dass er alsbald ein gut situiertes Leben führen würde. Als er zurückkehrte – es hatte gewiss einige Minuten gedauert – sah er seine Frau über das Rezept gebeugt, dabei versuchend, seine hektische, gekrakelte Schrift zu entziffern, und ein Freudestrahl überzog sein Gesicht. „Ja, sie hat abgebissen und auch angebissen, wusste ich’s doch“, sagte er zu sich und trat langsam hinter sie, die Schultern leicht massierend, um sie nicht allzu sehr von ih-

rem Wissensdrang abzulenken. „Dies ist das Beste und Aufregendste, was ich jemals in meinem Leben gespürt habe“, begann sie langsam, nachdem sie sich einen Überblick über das Rezept verschafft hatte, und blickte über die Schulter in das freudestrahlende Gesicht ihres Mannes.

„Wir sollten es zumindest versuchen“, hauchte sie ihm entgegen und er wusste, dass sie seinen Gedanken erraten hatte, dieses Rezept auszuprobieren, um es auf den Markt zu bringen, sollte es nachzukochen sein, denn noch war ja nicht bewiesen, dass dies jene Zusammenstellung der Zutaten war, die auch wahrhaftig zu dem überbordenden Ergebnis führte. „Morgen werden wir uns die fehlenden Sachen besorgen und es ausprobieren“, versprach mein Vater, und sie verbrachten den restlichen Abend damit, das Rezept zu ordnen und in eine reinliche Schrift zu übertragen, wobei sie den Stift führte, und als sie fertig waren, stellten sie fest, dass es kaum absonderliche Zutaten waren, die man für diesen himmlischen Genuss benötigte, vielmehr waren es nur zwei, die sie überhaupt nicht zu Hause hatten, sodass der

Einkauf am nächsten Morgen in aller vorfreudiger Hektik schnell vonstatten ging. Ohne Verzögerung gingen sie nach Hause, missachtend an zwei Bekannten aus der Nachbarschaft vorbei, die sich nicht wenig über das abweisende Verhalten der beiden mokierten, doch es gab Wichtigeres in ihrem Leben zu tun, als sich über den neusten Klatsch der Nachbarschaft und das unregelmäßige Wetter der letzten Tage zu unterhalten! Zu Hause angelangt, packten sie alles in Windeseile aus, stellten die anderen Zutaten auf den Tisch und versuchten mit ihrer alten Haushaltswaage die Gegenseite den Gewichten anzupassen, sodass die Menge dem entsprach, die mein Vater aufgekritzelt hatte.

Kaum eine Stunde später war die braune Masse bereits glatt gerührt und wartete nur noch darauf, in die bereitstehende Form gegossen zu werden, was sie auch taten, während der Rest der Masse in einen Teller zum Aushärten gegossen wurde. Nun mussten sie warten und konnten es kaum aushalten, das fertige Resultat zu verkostigen, insbesondere, da er verweigert hatte, den geschmolzenen Rest aus dem Topf zu

probieren, da dieser zwar überwältigend lecker, doch nicht das sei, was die Schokolade aus der Form ausmachen würde. Es gab Momente, in denen beide hätten schwören können, dass sie hörten, wie die tickende Zeit zum Stillstand gekommen sei, so sehr schlich die Zeit dahin, doch beide konnten sich zu keiner zeitvertreibenden Handlung aufraffen, sodass sie vor der Form saßen und warteten, bis diese nach vier Stunden einigermaßen getrocknet und ausgehärtet schien. Als meine Mutter schlussendlich die Geduld verlor und sagte, dass sie jetzt die Schokolade testen würde, hatte er nichts entgegenzusetzen, sodass er die Form nahm, zunächst leicht, dann fest, wie die Greisin, auf den Tisch anslug, um die Masse von dem Holz zu lösen, und beide brachen sie ein Stück von der Schokolade ab, doch sie trauten sich kaum, es in den Mund zu legen.

„Versprich mir eines“, sagte sie und blickte fest in die Augen ihres Mannes, „wenn dieses Rezept, gleich, woher du es auch immer hast, genauso schmeckt wie die Schokolade, die du mitgebracht hast, dann werde ich mit dir gemeinsam die Pro-

duktion erledigen und du wirst dein Leben dafür einsetzen, dass die Schokolade mit dem Namen Schweizer Haube zu einem Erfolg wird.“ – „Ich verspreche es dir!“, antwortete mein Vater beglückt und legte zum Zeichen des Schwurs sein Stück Schokolade in den Mund seiner Gattin, während sie gleiches mit ihrem Stück machte. Sogleich entbrannte in ihrem Innern das gleiche Gefühl, das beide auch bei ihrem ersten Testen der Schokolade verspürt hatten, und sie wussten, dass dieses Rezept der Schlüssel zu einem besseren Leben war als jenes, das sie im Moment führten. Voller Glücksgefühle umarmten sie sich und weinten an der Schulter des anderen, solange, bis ihr Sohn sich zu Wort meldete und der zum Zeichen des glücklichen Tages ebenfalls mit einem kleinen Stück Schokolade gestillt wurde. Selten hatten meine Eltern ein derart friedliches Kind wie an diesem Tage gehabt, an dem mein Vater seiner Handelsvertreterfirma kündigte, eine eigene beim Amt für Zulassungen anmeldete, einen Antrag für die Sicherung des Markennamens Schweizer Haube stellte und als der Mann im Amt fragte, was sich hinter dem Namen verber-

gen würde, da sagte mein Vater trocken: „Etwas, was sie bald kaufen werden und was sie nicht mehr loslassen wird.“

In der Folgezeit machte mein Vater, was er am besten konnte: Er fuhr als handelnder Vertreter, doch jetzt in seinem eigenen Auftrag, durch die Gegend und warb für seine Schokolade, die all jene überzeugte, die auch nur den kleinsten Splitter seiner dargereichten Schokolade in den Mund nahmen. Jeden Tag brachte er mehrere Formen unter die Menschen und ergatterte nacheinander so viele Produktionsaufträge, dass seine Frau kaum mit dem Rühren und Gießen der braunen Masse hinterherkam. Schnell erkannten beide, dass sie einen anderen Produktionsort als die heimische Stube brauchten und zudem mindestens zwei Angestellte, der eine zum Rühren und der andere für das Gießen und Einpacken der erstarrten Ware, denn meine Mutter war mit dem zweiten Kind schwanger, das an dem Tag des Ausprobierens des Rezeptes gezeugt zu sein schien, denn genau zur Neunmonatsfeier der Firma meines Vaters wurde sein zweiter Sohn geboren, ein schwächliches Kind, das jedoch schon bald

mit dem stärkenden Geschmack der heimischen Schokolade ein prächtiges und wonneproppiges wurde.

Nach zwei Jahren, als meine Mutter das dritte Mal schwanger wurde, hatte mein Vater seine Handelsvertretertasche bereits in die Ecke gestellt und ließ mittlerweile ganze zehn Menschen für sich arbeiten, aufgeteilt nach den verschiedenen Produktionsstufen, dem Einkaufen und Überprüfen der Waren, dem Abmessen der Zutaten, dem Mischen und dem Rühren, dem Gießen, dem Überprüfen der Erstarrung und dem Verpacken, sowie dem Ausfahren und dem Säubern der Formen, die erneut eingefettet, wieder und wieder gefüllt wurden und die übrigens eins zu eins der mitgebrachter Form entsprachen, denn nichts wollte mein Vater an dem überlieferten Rezept aus dem Schweizer Bergdorf ändern, was den Geschmack seiner Schokolade ändern könnte.

Unter den Chocolatiers seiner Zeit brach regelrecht eine Panik aus, als mein Vater mit seiner Schokolade auf den Markt drängte und im Wettrennen um die Spitze einen nach dem anderen ein- und überholte, doch

es waren stets genügend Kunden für alle da. Bis zu jenem Jahr, in dem meine Mutter von ihrem Arzt gesagt bekam, dass sie besser niemals wieder Kinder bekäme, da sie deren Geburt wahrscheinlich nicht überleben würde und zudem die Wirtschaft des Landes in eine lange Talfahrt gezwungen wurde, sodass die Menschen selten genug zu essen hatten und daher auch kein Geld, um sich das teure Luxusgut Schokolade zu leisten.

Mein Vater, der stets ein sparsamer Mensch gewesen war – zuerst, weil es nicht anders möglich war, danach, weil er es für unnötig ansah, mit den protzigen Menschen seines neuen Standes zu konkurrieren –, hatte einige Rücklagen gebildet; außerdem liefen seine Geschäfte, obgleich schlechter, immer noch viel besser als jene der anderen Chocolatiers, die einer nach dem anderen das Geschäft aufgeben mussten, sodass der Markt zusehends unter nunmehr drei Häusern aufgeteilt wurde. Doch es stand auch mit den beiden anderen nicht gut und mein Vater hatte ab und an Gewissensbisse, dass er sein Rezept beinahe als Waffe gegen andere Menschen ein-

setzte, sodass er jedem mittellosen Konkurrenten einen Arbeitsplatz in seiner Firma anbot, den die meisten ablehnten, jedoch manche dankend annahmen. Mit dieser hochherzigen Geste konnte er sich wenigstens selbst sagen, dass er gerechterweise versucht hatte, das Leben einiger Menschen, deren Existenz er indirekt mitzerstört hatte, erneut auf eine solide Basis zu haben, und es freute ihn, dass jene, die für ihn arbeiteten, den Spaß am Leben zurückgewannen, vor allem, da sie jetzt unbegrenzt von der süßesten Verführung naschen konnten, von der sie vorher nur hinter vorgezogenen Vorhängen probiert und die sie mehr als ihre eigene Schokolade genossen hatten. An einem verregneten Sonntagmorgen kamen meine Eltern mit ihren drei Kindern gerade aus der Kirche zurück, als der Besitzer der einen Schokoladenfabrik auf den Stufen vor unserem Haus saß und seine Tränen in den perlenden Regen mischte.

Er sei pleite, sagte er, und bitte um die Aufnahme in die Firma meines Vaters, denn seine drei Kinder bräuchten ebenfalls wie die meines Vaters etwas zu essen und Geld,

damit sie weiterhin zur Schule gehen könnten. Indem mein Vater ihm die Hand auf die Schulter legte und seinen ehemaligen Gegner zu sich hochzog, umarmte er ihn und flüsterte ihm feierlich ins Ohr, dass er liebend gerne seine tätige Mithilfe annehmen werde und persönlich dafür Sorge tragen würde, dass alle sechs Kinder, seine drei eigenen und die drei seines Gegenübers, nie wieder Hunger leiden müssten. Nun mischten sich weitere Tränen, die meiner Mutter und die meines Vaters, in den Regen, und gemeinsam gingen sie ins Haus, um einen Sack aus Küchentüchern zusammenzuschüttern, der mit Lebensmitteln gefüllt wurde, denn die Familie des Niedergeschlagenen hatte bereits seit mehreren Tagen nichts anderes als einen Laib Brot und wenige verfaulte Kartoffeln zum Essen gehabt. Freudestrahlend und mit erleichterter Hoffnung auf ein besseres Leben verabschiedete sich der Neuankömmling in der Firma und mein Vater war sich sicher, nach allem, was er in letzter Zeit gehört hatte, dass auch der letzte verbliebene Marktgegner bald kommen würde, um an seine Türe zu klopfen.

Aber mit diesem Mann, der im Rufe stand, einer der stursten Menschen der gesamten Welt zu sein, verhielt es sich anders, denn für diesen stellte sich nicht die Möglichkeit, sich seinem Gegner unterordnen, denn er wollte stets der Beherrschende in dem Unternehmen sein, seinem Unternehmen, doch mit diesem ging es ebenfalls bergab und an dem Tag, als er dem unumstößlichen Konkurs feststellen musste, trat ich in das Leben meines Vaters, denn als der sture Chocolatier nach Hause fuhr, um seiner Frau die traurige Nachricht zu beichten, entschlossen sich beide stehenden Hauptes, ihrem Leben und das ihres Erstgeborenen ein Ende zu bereiten, indem sie das Haus ihrer herrschaftlichen Lebensweise niederbrannten. Ehe die Feuerwehr an den Ort des Geschehens kam, brannte das gesamte Gebäude lichterloh, nur ein kleiner Seiteneingang schien bisher verschont geblieben zu sein, in den die Rettungsmänner eindrangten, um nach bewusstlosen oder eingeschlossenen Menschen zu suchen. Zu meinem Glück lag mein Zimmer, in dem ich als Säugling in der Wiege schreiend lag, an der Seite zu diesem Ein-

gang, und nur der beißende Rauch war bisher in mein Zimmer gelangt, sodass ich schlussendlich der einzige Überlebende dieses Brandes werden sollte, in dem meine leiblichen Eltern wie von ihnen geplant verbrannten.

Erst nach einiger Zeit fand man im Briefkasten des Hauses, der im Vorgarten einsam und verlassen stand, einen Abschiedsbrief, in dem die Gründe ihrer Lebensaufgabe standen und den ich zuweilen in die Hand nehme, um mir die Großtat meines späteren Vaters, so wie ich ihn seit meiner Kindheit nannte und als solchen auch betrachte, erneut zu vergegenwärtigen, denn wer würde schon in dieser harten Zeit freiwillig ein weiteres zu sättigendes Mäulerchen aufnehmen, wenn nicht der Mann, der nunmehr als einziger im Schokoladenmarkt übrig geblieben war: mein neuer Vater. Ich wurde sein vierter Sohn und in keinem Augenblick meines Lebens hat er oder meine Mutter mich das spüren lassen, anders als meine drei Brüder, die sich ein ums andere Mal gegen mich verschworen und mich spüren ließen, dass ich eigentlich nicht in diese Gemein-

schaft gehörte, sondern ein Eindringling war. In diesen Augenblicken fühlte ich mich äußerst allein auf dieser Welt, doch stets fand ich Trost in den Armen meiner Ersatzeltern, die in diesen Momenten besonders streng mit meinen Brüdern umgingen, was natürlich weitere Ablehnung in deren Herzen schürte. Gewiss wollten meine Eltern immer zwischen uns vieren schlichten, doch mit ihrer ausgleichenden Art wurde der Riss zwischen den dreien und mir immer offensichtlicher, den ich auf anderen Wegen zu schließen versuchte. Als bald stellte sich heraus, dass ich der Beste von uns vieren in der Schule war und das meiste Interesse für alle Abläufe in dem Unternehmen meines Vaters an den Tag legte, das nach dem Ende der Krisenzeit kleine Gegenspieler bekommen hatte, von denen sich aber keiner wahrhaft zur großen Gegnerschaft aufschwingen konnte.

Ich begriff bereits als Junge, der des Öfteren an der Seite des Vaters die Produktion beobachtete, den allgemeinen Ablauf und erkannte, worauf es beim Herstellen von Schokolade ankam, denn das war es, was ich bereits seit meinen Kindertagen werden

wollte: Chocolatier. Nichts anderes kam für mich in Frage, kein Eisenbahnwagenführer, kein Schiffsmatrose oder Feuerwehrmann, nein, ich wollte in die Fußstapfen meines Vaters treten und bekam anteilig seine Freude über mein Interesse zu spüren, denn während meine Brüder in ihrer freien Zeit mit ihren Freunden Unsinn veranstalteten, lernte ich das Handwerk von der Pike auf, übernahm als Urlaubsvertretung der Angestellten selbst einige wichtige Stellen im Ablauf und wusste bald besser über die Probleme in den Produktionsabläufen Bescheid als viele der leitenden Angestellten, die dennoch alles für den Erfolg des Unternehmens taten. Die Firma Schweizer Haube war wie eine große Familie und mein Vater zeigte sich stets großzügig, wenn die Geschäfte gut liefen, aber besonders, wenn es härtere Jahre für die Wirtschaft waren. Dann gab er jedem seiner Angestellten einen Bonus in Form von Zuwendungen, die man für das tägliche Überleben brauchte: hier ein Korb voller Essen, dort eine Tasche voller Kleidung und andere Wohltätigkeiten, wofür ihn die Angestellten liebten und gewiss sich selbst zerfleischt hätten, um je-

den Schaden von dem Unternehmen abzuwenden.

Doch irgendwann stellten sich auch bei meinem Vater die altersbedingten Krankheiten ein und ihn erwischte eine schwere Lungenentzündung, als ich gerade auf der Universität weilte, auf der ich Wirtschaft studierte, der einzige für mich in Frage kommende Studiengang, da er mir half, nicht nur die kleinen Dinge meines väterlichen Unternehmens zu verstehen, sondern auch die großen Abläufe der gesamten Wirtschaft, in der mein Vater mithilfe der zeitgemäßen Umstände ein natürliches Monopol geschaffen hatte. Mich traf die Meldung seiner schweren Krankheit wie ein Schlag, denn ich hatte bisher immer geglaubt, dass nichts und niemand meinen Vater würde niederwerfen können, keine wirtschaftliche Krise, kein unternehmerischer Gegner und vor allem keine Krankheit, geschweige denn der Tod. Dieser naiven Sichtweise musste ich jetzt Tribut zollen, denn mit einem rasenden Herzen warf es mich auf mein Bett im Studentenzimmer nieder. Zeitgleich liefen mir in einem Rausch der Gefühle die Tränen über das Ge-

sicht und ich spürte, dass es in diesem Moment mit meinem beschützten und gut behüteten Leben vorbei sein konnte.

Es war mitten im Semester, dennoch packte ich mir einige Sachen zusammen, lief zum Dekan meines Fachbereiches, erzählte ihm von der Erkrankung meines Vaters, und da dieser mich aufgrund meiner forschenden Art besonders lieb gewonnen hatte, erlaubte er es mir, die gesamte nächste Woche ohne weiteres Entschuldigen zu fehlen, sodass ich voller Sorge zum wartenden Auto lief und nach Hause gebracht wurde, wo bereits meine drei Brüder und meine Mutter auf meine Ankunft warteten. Als ich im Treppenhaus unseres Hauses erschien, das übrigens immer noch das gleiche in all den Jahren gewesen war, erlebte ich den einzigen Augenblick meines bisherigen Lebens, in dem meine Brüder mich trauernd in den Arm nahmen und mich als einen von ihnen betrachteten. So sehr waren auch sie von der schweren Krankheit unseres Vaters mitgenommen. „Er möchte dich sprechen, sobald du ankommst“, hauchte mir meine Mutter entgegen, als ich sie fest und innig umarmte, „er glaubt, dass es mit ihm zu

Ende geht und möchte mit dir deinen weiteren Weg absprechen.“ Ich löste mich aus den Armen meiner Mutter und sah die Angst, die ihre Augen zur Schau trugen, und plötzlich schnürte mich auch meine Angst um das Leben meines Vaters ein, so dass ich, ohne ein weiteres Wort sprechen zu können und nur mit einem schwachen Nicken, mich nach oben machte, um ans Bett meines Vaters zu treten, der tatsächlich wie der kommende Tod dreinblickte.

„Vater“, begann ich mit brechender Stimme, „ich –“; nun brachen in mir alle Dämme und mein Gesicht zerfloss in einem Schwall von Tränen. Ich legte meinen Kopf auf seinen Arm und betete, dass er diese Krankheit überstehen würde. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, da legte er seine andere Hand auf meinen Kopf und sprach mit einer ungewöhnlich dünnen Stimme zu mir, dass ich mir keine Sorgen machen sollte, denn der Tod sei nichts anderes als das Ende des diesseitigen Lebens und nur ein Wendepunkt hin zu einem jenseitigen Leben, in das er hoffentlich freudestrahlend und ohne Angst hinübergleiten werde. „Wenn es keine Engel gäbe“, versuchte ich

zwischen meiner Trauer und meiner Angst aus meinem Mund zu pressen, „ich wüsste den ersten Anwärter auf eine dieser Stellen im Himmel!“, und meinem Vater gelang trotz aller Schmerzen ein gequältes, aber dennoch freudiges Lächeln. „Es war ein Wunder, dass du den Brand überlebt hast, doch heute weiß ich, dass es geschehen musste, da meine Söhne allesamt gute Menschen, aber keine guten Wirtschaftler sind! Ich habe mich stets bemüht, ihnen das Geschäft mit der Schokolade schmackhaft zu machen, allerdings war das einzige, was sie daran mochten, die Schokolade selbst und der Wohlstand, der sich damit erwirtschaften ließ, obgleich sie niemals sahen, welche große Energieleistung hinter jeder einzelnen gefüllten Schokoladenform steckt.“

„Ja Vater, sie wissen genau, was es heißt, eine Schokoladenform auf ihre Qualität zu prüfen, aber wie sie entsteht, davon haben sie nicht die geringste Ahnung!“, flachste ich in diesem traurigen Moment und sah zum letzten Mal dieses Leuchten in den Augen meines Vaters, das stets strahlte, wenn ich mich mit ihm über die Abläufe

und die Hindernisse innerhalb des Produktionsablaufes besprochen hatte. – „Ich möchte, dass du auf meine Firma Acht gibst, denn deine drei Brüder werden auf fremde Hilfe angewiesen sein und gewiss fremden Händen das Ruder überlassen, doch bei dir bin ich mir sicher, dass du das Richtige selbst erledigen wirst.“ – „Ja Vater, das werde ich“, war das einzige, was mir zu sagen übrig blieb, und dieses Versprechen war auch das letzte, was ich mit meinem Vater in dieser Wirklichkeit teilen konnte, denn mit einem letzten Blick, an die Decke seines Hauses gerichtet, das in den ganzen Jahren derart viel erlebt hatte und dennoch wie am ersten Tage des Einzuges unverrückt stand, verschied mein Vater vor meinen Augen und stürzte mich in das tiefste Tal der Trauer, tiefer als alle Täler, die meine Brüder mir in ihrer Gehässigkeit jemals graben konnten.

Dieser Tag unserer gemeinsamen Trauer brachte uns übrig gebliebenen Fünf näher als jemals zuvor, doch dieser Zustand hielt nicht lange: Bereits am Tage nach der Beerdigung und einen Tag vor der Testamentsöffnung war die alte Distanz zwischen

meinen Brüdern und mir wiederhergestellt und scheinbar um ein Vielfaches vergrößert. Hinter vorgehaltener Hand sprachen sie davon, dass ich eigentlich kein Erbe verdient hätte, da ich ein Bastard sei, nicht vom Blute meines Vaters, und daher mit einer kleinen Entschädigung aus der Familie gedrängt werden müsse. Aber auch dieser Tag ging vorbei, an dem ich, wie die Tage zuvor, für meine Mutter die Beerdigung organisiert und abgeschlossen hatte und ihr in den schwierigen Momenten beigestanden hatte, und wir versammelten uns alle um den großen Tisch im Esszimmer, an dem in der Zeit so viele Schicksale gesponnen und mit dem Unternehmen verwebt worden waren, dass es ein komisches Gefühl war, als sich der Notar der Familie mit dem versiegelten Umschlag an den Kopf des Tisches stellte und eine kleine Rede über das Vermächtnis meines Vaters hielt, während ich mit mir kämpfen musste, um nicht allzu sehr vor trauernder Erinnerung zu erzittern. Zum Glück war der Notar ein schlechter Redner und half mir mit unfreiwillig komischen Wortgebilden, die Tränen hinter einem wohlwollenden Lächeln zu-

rückzuhalten, ehe er zum Öffnen des Testamentes fortschritt und ich sehen konnte, wie begierig meine Brüder, die allesamt meiner Mutter und mir gegenüber saßen, auf ihren Teil des Erbes warteten.

„Wenn sie sich mehr für die Firma ihres Vaters interessiert hätten, wüssten sie, wie viel sie wert war und welchen Anteil sie demgemäß zu erwarten hätten“, dachte ich bei mir, aber diese unfreiwillige Spannung, die sich aufgrund der Ungewissheit meiner drei Brüder in diesem Raum aufbaute, ergriff letzten Endes auch mich, denn ich fragte mich, welche Position für mich mein Vater nach seinem Tode in seiner Firma vorgesehen hatte. „Dies ist eine sehr große Firma“, begann der Notar langsam und kontrolliert, um ja keinen Fehler zu verlesen, „und die Entscheidung, die mit diesem Verlesen meines Testamentes vollzogen wird, ist weitreichender als alles, was ich jemals in meinem Leben entschieden habe, abgesehen von der Entscheidung, diese Firma zu gründen. Unser Land teilt sich in fast gleichmäßige vier Bereiche, den Norden, den Osten, den Süden und den Westen, in denen die Absatzzahlen beinahe

überall die gleichen Größen erreichen, sodass ich mich entschlossen habe, nicht einem die gesamte Leitung der Firma zu übertragen, sondern jeder von euch Vieren erhält einen dieser Bereiche, der auf der beiliegenden Karte ausgewiesen ist. Auf der Karte steht auch der jeweilige Name im Gebiet und zudem habe ich euch die Hauptproduktionshallen angegeben, die allesamt in einem ähnlichen Zustand sein dürften.

Dies, meine Söhne, habe ich bereits vor einigen Jahren entschieden und mich in der Folgezeit darum bemüht, jedem den gleichen Anteil an meinem Unternehmen zukommen zu lassen, sodass sich keiner zurückgesetzt fühlen muss. Da ihr weiterhin – und dazu verpflichtete ich euch – den Namen meiner Firma weitertragen sollt, spaltet sich die Firma in vier Bereiche, aber ihr könnt keine Konkurrenten auf dem Markt sein, da die Kunden nicht wissen können, wer welche Schokolade hergestellt hat. Somit kann jeder von euch Vieren sein Geschick unter Beweis stellen, und da ich um das Konkurrenzdenken unter euch weiß, hielt ich dies für die beste Lösung, um allen Ärger für die Zukunft aus dem Weg zu ge-

hen. Sollte einer von euch das Erbe in dieser Form nicht antreten wollen, habe ich die Anweisung an den Notar gegeben, eine gerechte Dreiteilung oder gegebenenfalls Zweiteilung meiner Firma zu veranlassen. Er wird euch in allen Fragen tatkräftig zur Seite stehen, bis ihr selbst genügend Erfahrung besitzt, um eure eigene Firma leiten zu können. Seid nicht schüchtern und fragt, was ihr nicht wisst, denn auf einem anderen Wege als über Fragenstellen kommt ihr nicht zur Wahrheit. Ich hoffe, ihr geht in der Zukunft den Weg, den ihr euch vorgenommen habt, und tragt den Namen meiner Firma mit demselben Stolz durch die Welt, wie ich es einst getan habe, als die ersten Wochen der Schweizer Haube wie im Fluge an mir vorbeizogen.

Mein gesamtes Leben ist nunmehr verflogen und ich kann nur sagen, dass alles darin ein großes Geschenk gewesen ist, wobei die größten gewiss meine Frau, meine vier Kinder und das Rezept gewesen sind, alles andere waren liebsame Beigaben am reich gedeckten Tisch voller Schokoladenformen. So wie einst die beiden Greise mir ein Leben in Wohlstand schenkten, so

gebe ich meine Firma nunmehr an euch weiter und hoffe darauf, dass euch Ähnliches mit meinem Geschenk gelingt.“ Der Notar schaute, nachdem er die Testamentsverlesung beendet hatte und das Papier auf den Tisch zurückgelegt hatte, in die anwesenden Gesichter und erkannte eine Mischung aus Verwunderung und Wut auf Seiten meiner Brüder und Wohlgefallen und Abschiedstrauer in der Miene meiner Mutter und auch in meiner. Ich war sichtlich von der Entscheidung meines Vaters ergriffen, denn damit bot er mir die Möglichkeit, fern von meinen Brüdern meine eigenen Entscheidungen im Sinne seiner Firma zu treffen, ohne dass ich mich mit diesen Querdenkern darum streiten müsste.

„Ein Glück“, flüsterte ich ins Ohr meiner Mutter, nachdem sie einen nach dem anderen ihrer Söhne gemustert hatte, „dass unser Vater seine Söhne so gut kannte“, und mit dem wissenden Blick um diese Entscheidung sah mich meine Mutter an und hauchte mir „Du bist der Erbe, der dein Vater für den unbedingten Erhalt seiner Firma auserkoren hat, denn er kann sich kaum vorstellen, dass die anderen drei noch das

Handwerk lernen, doch man soll auch niemals nie sagen, denn damit würde man dem Menschen nicht gerecht, der sich jederzeit aufraffen und ändern kann, daher diese Entscheidung, die Firma in vier gerechte Teile aufzuspalten, ohne Konkurrenz, aber jeder Teil mit seiner Eigenverantwortung“ entgegen. Im Folgenden wurde die Karte ausgebreitet und ich erkannte, dass ich den Westen erhalten hatte, mit dem sicheren Wissen darum, dass mein Vater wusste, welche Aufgaben für die Zukunft anstanden, um das Unternehmen langfristig im Marktkampf bestehen zu lassen: die Expansion ins Ausland. „Darüber haben wir die letzten Jahre oft gesprochen“, fiel mir augenblicklich ein, und just in diesem Moment erkannte ich den Gedanken meines Vaters auf der Karte verwirklicht, der eindeutig mit den Worten meiner Mutter zusammenpasste. Natürlich traten alle ihr Erbe an, auch wenn sich die Mienen meiner Brüder verfinsterten, als ich meine Unterschrift unter den Vertrag setzte, doch was wollten sie machen?; nun war ich rechtmäßiger Besitzer eines Viertels der

väterlichen Firma und wir hatten allesamt die gleiche Ausgangsbasis.

Auf dem Weg zurück zur Universität, wo ich mich exmatrikulieren wollte, da die anstehenden Aufgaben kein weiteres Studium ermöglichten, wo jedoch der Dekan entschied, dass ich weiterhin Student bleiben solle, wenn ich den Gedanken habe, irgendwann mein Studium zu beenden, und mit dieser äußerst versöhnlichen Übereinkunft verließ ich den Campus der Universität und blieb dennoch ein kleiner Teil davon; auf dem Weg zu meiner neuen Heimstätte beschäftigte mich die Frage, inwieweit meine Brüder den Ehrgeiz haben würden, in einen Konkurrenzkampf zu treten, den mein Vater mit seinen Forderungen vermeiden wollte, der dennoch möglich schien. „Wollen meine Brüder sich vielleicht gegen mich verschwören, um mich aus dem Markt oder zur Aufgabe zu drängen?“, war der alles beherrschende Gedanke, doch ich kam vorerst zu keiner Antwort und wollte die nähere Zukunft abwarten, ehe ich mir weitere Sorgen um meine Stellung machen würde.

Der erste Auszug aus dem elterlichen Heim war bereits mit der Abreise an die Universität geschehen, sodass mir der Umzug in den Westen, in die Nähe meiner neuen Produktionsstätte, kaum etwas ausmachte, gewiss mehr als den beiden mittleren Brüdern, die entgegen dem älteren, der das Haus meiner Eltern bewohnen durfte, zum ersten Mal in ihrem Leben außerhalb wohnen mussten und dies so weit hinaus-schoben, wie ihre Anwesenheit in den Produktionsstätten nicht vonnöten war. Als sie ihre neuen Häuser in der Nähe ihrer neuen Heimat bezogen, hatte ich bereits die gesamten Anlagen inspiziert und kannte die Hälfte der Belegschaft mit Namen, von den anderen wusste ich zumindest, welche Aufgaben sie hatten.

Argwöhnisch hatten sie mich, den Neuan-kömmling in der Produktionshalle, in der ich niemals zuvor gewesen war, betrachtet, und nur aufgrund größter Anstandsmühe brachten sie es fertig, mich willkommen zu heißen, doch dieses Misstrauen verflog mit meiner ersten Handlung, mit der ich allen Arbeitern versprach, mich zu jeder Tages- und Nachtzeit mit ihren Problemen besu-

chen zu dürfen, denn sie sollten spüren, dass jeder einzelne, der an dem Produktionsweg, den dereinst mein Vater auf den handgeschriebenen Zetteln nach Hause getragen hatte, mir wichtiger erschien als viele Nebensächlichkeiten, auf die meine Brüder viel Wert legten. Ich brauchte kein luxuriöses Büro und keine Laufburschen, die mir auch nur jede noch so unnötige Tätigkeit abnahmen, keinen Chauffeur meines Dienstwagens, und wenn ich einen Mitarbeiter sprechen wollte und es um den Ablauf des Produktionsprozesses ging, besuchte ich ihn an seiner Stätte; denn was brachte es dem Ganzen, wenn er von dort weggeholt werden musste, solange nichts Wichtiges besprochen wurde? Auch ließ ich mich zu jeder Tages- und Abendzeit dort sehen, so dass alle Arbeiter das Gefühl hatten, mich an jedem Tage ansprechen zu können, während meine Brüder mehr oder minder nur den Vormittag in der Firma verbrachten und nach dem schweren Mittagessen nicht ins Büro zurückkehrten, sondern das Leben mit all seinen Annehmlichkeiten genossen.

Allerdings muss ich betonen, dass ihre Anwesenheit auch nicht für den Erfolg der Firma wichtig erschien, da sie ihre Entscheidungsgewalt in die Hände von zu meist nicht sehr tauglichen Managern gelegt hatten, alten Freunden von der Schule oder sonstwoher, die keine Ahnung von den großen Abläufen der Wirtschaft mitbrachten und die eine nach der anderen Fehlentscheidung trafen, die jedoch von der Stärke des Firmennamens und der Marke auf dem Markt kompensiert wurde, sodass sie in den Folgejahren ein Vermögen für ihr Leben verprassen konnten, ohne dass es ernsthafte Konsequenzen für die Schweizer Haube gehabt hätte. Ich hingegen trug mit mir andere, neuartige Probleme herum, die in wenigen Jahren wichtig werden konnten, doch die Briefe, in denen ich meine Brüder aus Respekt vor dem Andenken meines Vaters warnte, wurden ungelesen fortgeworfen und auf den gemeinsamen Familienfesten wollte keiner von ihnen mit mir über die Entwicklung des Marktes für Schokolade sprechen, wobei zu ihrem Schutze aber auch zu betonen ist, dass es kaum einen stabileren Markt zu jener Zeit

gegeben hat. Es sah zu keinem Zeitpunkt in jenen Jahren danach aus, dass die Menschen plötzlich keinen Gefallen mehr an unserer Schokolade haben würden oder dass die wirtschaftliche Entwicklung diesen Genuss unmöglich machte.

Doch der über allen heraufziehende Schatten der Zeit, dessen äußerster Zipfel schon meinen Vater berührt hatte und dessen Einstellung prägte, dass einer der Söhne dafür Sorge tragen müsse, dass die berühmte Marke auch im nahen Ausland einen starken und marktbeherrschenden Charakter annehme, umfasste mittlerweile meine Arme und zog mich ins Dunkle seiner düsteren Zukunftsaussichten hinein. Bald nachdem ich mein Gebiet und meinen Teil der Firma vollständig unter meiner Leitung gebracht und jeden noch so großen Pessimisten von meiner Arbeit überzeugt hatte, machte ich mich daran, den Markt des nahen Auslandes mit meiner Schokolade zu erobern, was mir dank der Übernahmen einiger insolventer Produktionsstätten anderer Hersteller auch gut gelang, doch erneut waren es meine Brüder, die mir dieses Mal einen gemeinsamen Brief schickten,

in dem sie mich tadelten, die Marke ihres Vaters nicht derart auf dem Präsentierteller des Weltmarktes zu demütigen, und ich erkannte in diesem Schreiben die Verblendung meiner Brüder, die aufzeigten, wieviel sie vom Geschäft um die Schokolade verstanden: Nicht viel; wahrscheinlich nur, dass sie gut schmecken musste.

Mit der voranschreitenden Zeit und meinem Erobern der angrenzenden ausländischen Märkte kamen auch die marktführenden Unternehmen der angrenzenden Länder in unseren Markt, und während mein Teil der Firma mit seinen großangelegten Strategien die Marktanteile der Gegner kleinhalten konnte, wuchsen sie beinahe unkontrolliert in den Gebieten, in denen meine Brüder die Verantwortung trugen, was diese jedoch zu neuerlichen Reaktionen aufrief, die derart kostspielig und unnötig erschienen, dass sie zu dem langsamen, aber fortschreitenden Niedergang der Marke in diesen Bereichen des Landes beitrugen, ohne dass meine Brüder adäquat gegenzusteuern fähig gewesen wären. Nein, sie ergaben sich nach den anfänglichen gescheiterten Versuchen, weiterhin Marktbe-

herrscher bleiben zu wollen, und lebten ihren Lebenstrott weiter fort, sodass sich die Distanz zwischen ihnen und ihrer Firma weiter vergrößerte und sie letztendlich nur noch die Nutznießer der kleiner werdenden Gewinne des Unternehmens waren. Als dann einer der drei begann, die fehlenden Gewinne mit Preisaufschlägen wieder zurückzuholen, wurde sein Unternehmen schneller in den Abwärtsstrudel gezogen, als er sich bewusst werden konnte, welchen Fehler er angerichtet hatte, denn ohne Vorwarnung brachen seine Verkaufszahlen ein, er hob den Preis weiter an und schlussendlich musste er sich eingestehen, dass dieser Weg nur ins Verderben führe, und reagierte ein letztes Mal falsch, indem er die Preise unterhalb der Produktionskosten ansetzte, sodass er weiterhin Verluste machte, obgleich die Menschen wieder seine Schokolade wie wild kauften.

Nie das richtige Maß für den Markt findend, hatte der zweite Sohn meines Vaters nach weniger als fünf Jahren seine Firma konkursreif gewirtschaftet, und ein ihm vorliegendes Angebot einer ausländischen Firma war ihm scheinbar mehr wert als

mein Angebot, ihn mitsamt seiner Firma in meiner unterzubringen, doch die anderen beiden Brüder erkannten unglaublicherweise die Gefahr, die in dem Abgeben des väterlichen Rezeptes in die Hände einer ausländischen Firma lag, und kauften dem insolventen Bruder je zur Hälfte die Firma ab, nicht, ohne sich selbst in finanzielle Schwierigkeiten zu bringen. Doch anscheinend vertrauten sie besseren Managern, denn die Schokolade schaffte es, die beiden aus den tiefroten Zahlen herauszuholen, sodass nunmehr von den vier Teilunternehmen nur noch drei auf dem Markt vertreten waren.

Dass ich den Zuschlag nicht bekommen hatte, wurmte mich und meine Pläne für die väterliche Firma schienen erst einmal auf Eis gelegt, doch war es immerhin besser, meine Brüder übernahmen den Konkursteil des zweiten Bruders als eine ausländische Firma, denn dann wäre es gewiss vorbei gewesen mit der Einzigartigkeit des Schmelzes unserer Schokolade. Als ich die Nachricht der Übernahme in der Zeitung las – denn meine Brüder hatten nicht den Anstand, mir davon zu berichten –, musste ich

dreimal tief durchatmen und mir fiel die buchstäbliche Zentnerlast von den Schultern, die die düsteren Vorahnungen darauf platziert hatten. Derweil sich die beiden anderen Brüder, oder besser deren Unternehmen, mit guten Verkaufszahlen konsolidierten, wuchs mein Teil zum Marktführer in den angrenzenden Ländern, denn auch dort konnte kaum einer dem Wohlgeschmack der einzigartigen Schokolade widerstehen, die mein Vater dereinst in den Schweizer Bergen kosten und mitnehmen durfte.

Meine Firma stand auf solidem Fuß und nur ab und an musste ich mir über meine Brüder Gedanken machen, sodass ich nun mehr Zeit für mein Privatleben haben konnte, in das eine Frau an meine Seite getreten war, die nach dem Abschluss ihres Studiums in meinem Werk als leitende Angestellte begonnen hatte; eine der ersten Frauen, die einen derart renommierten Abschluss schaffte, weil sie es gewagt hatte, sich in einer von Männern dominierten Welt zu behaupten. Ich war beeindruckt von ihrem Auftreten und wusste, als ich sie das erste Mal vor der versammelten Füh-

rungsabteilung sprechen hörte, dass sie die Frau meiner Träume sein würde. Gute zwei Wochen später ging ich eines Abends zu meinem geparkten Auto, um nach Hause zu fahren, als ich sah, dass in ihrem Büro noch das Licht brannte.

Ich drehte um, ging in die Produktionshalle, suchte mir eine besondere Schokoladenpackung aus, stiefelte wie in Trance die Treppe hinauf zu ihrem Büro, klopfte an und hielt wie ein verliebter Lausbub, der seine Spielkameradin mit einer Schokolade überraschen will, die Schachtel hinter dem Rücken versteckt, trat auf ihren Zuruf herein und fühlte mich im selben Moment wie Falschgeld und wie ein verwirrter ritterlicher Adel, der um eine holde Maid anhält. Da ich sonst ein selbstsicherer Redner war, erstaunte mich mein zögerliches Sprechen und brachte mir weitere Bedenken, sodass ich um den heißen Brei herumredete, bis sie mich endlich fragte, was ich hinter dem Rücken halten würde. Zunächst war ich verwirrt, da ich die Schachtel völlig vergessen hatte, doch dann zog ich sie hervor und hielt sie ihr wortlos hin. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht und sie fragte mich, ob ich

sie mit einer Schokoladenpackung beeindrucken wolle, die sie tausendmal kostenlos haben könnte, wenn sie nur in die Produktionshalle gehen würde. Erst in diesem Augenblick wurde mir die Absurdität meiner Handlung vollends bewusst und sie ließ mich noch weitaus länger wie ein Fisch, der aus dem Wasser gezogen wurde, zappeln, indem sie sich künstlich echauffierte, dass ich sie nur wegen ihres Aussehens eingestellt hätte und was mir einfallen würde, als Chef eines Unternehmens bereits zwei Wochen nach der Einstellung mit solch offensichtlichen Absichten in ihr Büro zu kommen.

Ich stammelte vor mich hin, suchte nach Worten der Entschuldigung, doch zu meinem Glück konnte sie sich eindeutig besser in solchen Momenten zurechtfinden, denn sie stand auf, nahm die Packung entgegen und als ob alle düsteren Gedanken verschwunden wären, bedankte sie sich liebevoll und gab mir preis, dass sie von meiner Anwesenheit nicht abgeneigt sei. In mir brach die schönste Panik aus, die ich in meinem Leben bisher verspürt hatte, und in ihrer selbstbewussten Art übernahm sie das

Gespräch und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihr tanzen zu gehen. „Natürlich“, stammelte ich wie ein kleiner Junge, der ohne eigenes Zutun zu einem unglaublichen Geschenk gekommen war, „liebend gerne würde ich Sie zu einem Tanzabend ausführen“, zwang ich die Worte so freundlich als nur möglich aus meinem Munde und freute mich, dass sie keine Abneigung zeigte, sondern ihren Mantel ergriff, die Lampe löschte und mich verduzt nur „Jetzt? Heute Abend?“, fragen ließ. – „Ja sicher, heute Abend, bevor Sie es sich in den nächsten Tagen anders überlegen und wieder von Ihrer Unsicherheit übermannt werden“, antwortete sieforsch und hakte sich bei mir ein. – „In diesem Aufzug wollen Sie tanzen gehen?“, fragte ich, immer noch nicht wieder aufgewacht, „ich habe weder einen Anzug noch Tanzschuhe an.“

Meine Worte müssen entgeistert und befremdet gewirkt haben, da sie in ihrem Vorwärtsdrang stoppte, mich von der Seite anblickte und fragte, wie lange ich denn wohl nicht mehr tanzen gewesen sei. Ich suchte nach der Antwort und wollte nicht lügen, „es muss wohl oder übel mehr als

fünf Jahre her sein, als ich auf der Universität war und mich den einen oder anderen Abend von meinen Mitstudenten überreden ließ, sie auf eine Feier zu begleiten. Dort habe ich mehr schlecht als recht mit den Frauen getanzt und befürchte, dass ich auch heute Abend einen schlechten Tanzpartner abgebe.“ – „Das macht nichts, denn dort, wo man heutzutage tanzt, gibt es weder einen hellen Ballsaal noch große Leuchter, sondern es findet alles in einem Keller statt, unter den dunkelst möglichen Bedingungen, sodass niemand merken wird, wenn ich Sie durch den Tanz führe.“ Mit dieser Aussage nahm sie mir ein wenig die Angst, doch kannte ich derartige Lokalitäten nur vom Hörensagen und hatte bereits einiges Schlechtes und Widerwärtiges davon gehört, aber auch der anderen Seite dachte ich mir, dass meine Begleiterin gewiss einen besseren Geschmack haben und mich in ein wohlgesittetes Lokal führen würde. Als wir dort ankamen, stellte ich zu meinem Erschrecken schnell fest, dass ich mich vollends geirrt hatte, denn dieser Schuppen, wie sie das Tanzlokal nannte, erschien von außen noch weitaus grauenvol-

ler als in allen Erzählungen, die ich jemals gehört hatte, doch ich vertraute ihr weiterhin vollkommen und ließ mich in das Gewühl der schwitzenden, rauchenden und tanzenden Menschen hinabziehen.

Ich tauchte in eine andere Welt hinab und tanzte, trank, genoss, plauderte, soweit es die spielende Kapelle zuließ, und war selten so entspannt in meinem Leben; alles schien an diesem Abend von mir abzufallen, was die Arbeit und die Sorge um die Firma meines Vaters bis zu diesem Tage aufgebaut hatten. Wir verbrachten einen wundervollen Abend zusammen und als ich sie vor ihrer Wohnung absetzte, getraute ich mich sogar, ihr einen Kuss auf die Wange zum Abschied zu hauchen, doch sie schien mehr zu erwarten, denn sie nahm mein Gesicht in ihre Hände und küsste mich leidenschaftlich auf den Mund. Damit war eine weitere Grenze meines Lebens gefallen und ich ließ es beinahe zu, dass sie mich mit zu sich in die Wohnung nahm, doch dieses Wonnegefühl wollte ich mir für einen weiteren Abend aufsparen und als sie meine Absicht erkannte, flüsterte sie mir ins Ohr, dass sie verstehe und warten kön-

ne und zwackte mir mit ihren Zähnen ins Ohrläppchen, das noch leicht brannte, als ich in meinen Wagen stieg und langsam nach Hause fuhr.

In der Folgezeit, in der wir zu einem ansehnlichen Liebespaar gereiften, zeigte sie mir die andere Seite des Lebens, während ich gleichzeitig dafür sorgte, dass ein gesundes Mittelmaß gefunden wurde und die Arbeit für die Firma nicht darunter litt. Zu unserem gemeinsamen Glück gesellte sich, dass sie eine gleichgerichtete Einstellung hatte, jeden Tag hart und mit vollem Einsatz für das Unternehmen arbeitete, jedoch ebenso leidenschaftlich unser gemeinsames Leben formte, an dem ich mit dem größten Vergnügen teilnahm. Sie war die treibende Kraft meines sich verändernden Lebens, in dem eine gewisse Entspanntheit Einzug hielt, die ich früher als gefährlich eingestuft hatte, die aber eigentlich ein unendliches Reservoir an zusätzlichen Kräften barg, mit dem ich Ereignisse erschaffen konnte, die früher undenkbar gewesen waren. Doch meine allergrößte Freude war es, als ich sie meiner Mutter vorstellte, sie sich beide auf Anhieb mochten und weitaus besser ver-

standen, als ich es jemals zustande bringen würde. Welch ein Fest war es mir, als ich meiner Mutter die Verlobung verkünden konnte, zu der ich auch meine Brüder ins elterliche Haus eingeladen hatte, die jedoch allesamt mit erfundenen und nichtigen Gründen absagten, was mir jedoch angesichts unseres Verhältnisses nicht schmerzhaft als Lücke in meinen Erinnerungen erschien.

Die einzige Lücke in dieser Familienfeier war der frühe Tod meines Vaters, doch ich wollte diesen Abend nutzen, um die Erinnerung an ihn wachzuhalten, indem ich einige der besten Chocolatiers des Hauses beauftragte, eine Statue von meinem Vater mit Schokolade nachzubauen, was ihnen auch vortrefflich gelang. An diesem Abend aßen alle Verwandte und Bekannte, die zu unserem Fest gekommen waren, nur Schokolade von dieser Statue und spürten auf ein Neues den unglaublichen Geschmack der Schweizer Haube, deren gerahmtes Originalrezept ich als Faksimile meiner Mutter überreichte, was sie zu Tränen rührte, als sie die Fetzen sah, die sie vor so vielen Jahren auf ihrem Küchentisch sortiert und ab-

geschrieben hatte, und die zum Zeichen einer Reise standen, die die eigene Familie aus den unsicheren Zeiten herausgelöst und ihr großen Erfolg gebracht hatte.

Alle Anwesenden beglückwünschten mich zu einer derart hinreizenden Frau, die überall herumerzählte, dass ich versucht habe, sie mit einer Schachtel der eigenen Schokolade zu einem gemeinsamen Abend zu überreden. Alle lachten bei dieser Anekdote und ich versöhnte mich mit diesem für mich peinlichen Augenblick, sodass ich sie seither selbst erzähle, wenn ich die Frage gestellt bekomme, wie ich meine Frau kennengelernt habe. Die Trauungszeremonie und die Bekanntgabe der ersten Schwangerschaft meiner Frau waren die nächsten großen Ereignisse in meinem Leben, das auf einer Welle des Glücks getragen wurde. Ganz gleich, was ich auch anfasste, es entwickelte sich auf eine sehr angenehme Art und Weise für mich. Selten musste ich streng und unnachgiebig bei irgendwelchen Problemen durchgreifen – auch die Geschäfte liefen einwandfrei –, und als sich meine Brüder dazu herabließen, mir zu meiner Hochzeit und meinem Nachwuchs

schriftliche Glückwünsche zu übersenden, dachte ich, mein Glück wäre perfekt; doch wie es stets im Leben ist, kommen nach Höhen auch irgendwann Tiefen und das nächste Tief wartete bereits in den Startlöchern, um Jagd nach mir zu machen.

Eines Tages saßen zwei meiner Brüder in meinem Büro und warteten auf meinen Arbeitsbeginn; wie erstaunt ich nach all den Jahren des Nichtsehens war, kann man sich als Außenstehender kaum vorstellen, doch ich überwand meine Verwunderung, ging zu beiden, schüttelte weltmännisch ihre ausgestreckte Hand und fragte, wie die Geschäfte in ihrem Teil der väterlichen Firma liefen, obwohl ich natürlich alle Zahlen vorliegen hatte und besser als sie wusste, wie es um sie stand. Mit dieser scheinbar harmlos wirkenden Einstiegsfrage hatte ich bereits mit der Nadel in die Wunde gestochen, denn die beiden wurden merklich unruhig und wollten zunächst nicht antworten, doch als der zweite Bruder den Drittgeborenen anstupste und dieser dann schleppend vom mir bereits erahnten Niedergang seines Teiles der väterlichen Firma berichtete, zögerte ich keinen Augenblick

und gab den beiden die Sicherheit zurück, die sie dereinst von mir Abstand nehmen ließ.

Ich gab zu verstehen, dass ich ihnen großzügig ihren Teil abkaufen würde, sodass sie ein Leben in gesittetem Anstand verbringen konnten, doch ohne die großen Spuren, in denen beide noch wandelten. Die beiden bedanken sich bei mir überschwänglich und ich gab meinem Anwalt die Aufgabe, einen entsprechenden Vertrag nach dem besprochenen Inhalt aufzusetzen, und nach wenigen Tagen bereits konnte ich mich Herr über mehr als die Hälfte der väterlichen Firma nennen. Aber diese Übernahme kam eigentlich in einem falschen Moment, da auch meine Firma gerade ein riesiges Investitionsprojekt im Ausland forciert hatte, sodass die liquiden Mittel knapp wurden, doch innerhalb weniger Monate gelang es mir und den neu eingestellten Managern in den anderen Werken, diesen Kraftakt zu meistern, sodass wir den mittlerweile großen, übernationalen Konzern auf breite Säulen stellen konnten, insbesondere da sich die Produktpalette mit dem Zukauf einer Sparte für Eiswaren vergrößerte.

ßerte und wir damit unabhängiger von einem hoffentlich nie eintretenden Einbruch auf dem Schokoladenmarkt waren. Dies war der dunkle Schatten, dessen Zipfel mein Vater verspürt hatte und den ich aufziehen sah: die Vergrößerung des Unternehmens nach außen, aber auch in die Breite und in die Höhe.

Zusätzliche Einrichtungen mussten geschaffen werden, die den Informationsfluss im nunmehrigen Konzern gewährleisteten, und neue Produktionsgebiete mitsamt einer neuen Produktpalette entstanden, damit es im nunmehr weltweiten Konkurrenzkampf zu einem versöhnlichen Ende für die Firma meines Vaters reichen würde. Innerhalb eines Jahrzehnts hatte sich die gesamte Landschaft in der Wirtschaft verändert und die Firma, die mein Vater mit nur wenigen Händen aufgebaut hatte, wuchs über die Grenzen des eigenen Landes zu einem großen Komplex, der nur noch mit allergrößter Mühe zentral zu verwalten war. Dies hatte schon lange nichts mehr mit dem Zauber der Geschichte zu tun, in der mein Vater in den Schweizer Bergen das Rezept für die zartschmelzendste Schokolade fand, unter

abenteuerlichen Umständen nach Hause brachte und mitsamt seiner Frau eine kleine Firma aufbaute, nur um den Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Dieser von mir immer noch in Eigenregie geführte Konzern war eine nach außen erkaltete Einrichtung, deren inneres Feuer immer mehr von meiner Energie verlangte, ehe ich kurz nach der Geburt meiner ersten Tochter zusammenbrach, Abstand von meiner Arbeit brauchte und mitsamt meiner Frau und meiner Tochter eine lange Auszeit in den Schweizer Bergen machte, dort also, wo die Geschichte meiner Firma begonnen hatte und wo meine aktive Zugehörigkeit mit der Übernahme auch des letzten verbliebenen Bruders, der ebenfalls gütlich ausbezahlt wurde, enden sollte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts fern von dem Unternehmen meines Vaters schlichen im gemeinsamen Glück des Familienlebens dahin, das nun das Einzige schien, aus dem ich noch Kraft ziehen konnte, da ich von meinem täglichen Gewühl um mich herum entnabelt wurde, dem ständigen Sichverbessermüssen, jedoch ohne die nötige Leichtigkeit, die meine Frau mir kurz-

zeitig vor unserer Hochzeit vermitteln konnte. Ich muss gestehen, dass die Arbeit mich schneller wieder eingeholt hatte, und mit der frisch zugewonnenen Kraft trieb ich die vielen bevorstehenden Ereignisse mit all meiner Macht voran, ohne an mich und meinen letztlich begrenzten Energiehaushalt zu denken. Es brauchte einige Zeit, zwei Wochen, um genau zu sein, ehe ich die Ruhe der Schweizer Berge und die neue Ruhe in meinem Leben genießen konnte; vorher wurde mir zuweilen schlecht, wenn ich an meine Firma dachte und daran, was die führenden Hände denn nun wohl ohne mich entscheiden würden.

Eigentlich eine unnötige Frage, denn ich hatte vor meiner Abreise schriftlich angeordnet, dass alle wichtigen Entscheidungen von mir getroffen werden müssen und solange ich nicht vollständig zu Kräften gekommen sei, sollten alle Veränderungen so weit getrieben werden, wie abgesprochen, doch Weiteres solle nach hinten geschoben werden. Die ersten Tage des Nichtstuns waren demnach keine Erholung, sondern zusätzlicher Stress, der mich beinahe erneut an den Rand einer neuen Ohnmacht

brachte, doch ich konnte noch ins Bett flüchten, ehe die Angstwellen meinen Körper erzittern ließen. Tagelang war ich kaum ansprechbar, und wären meine Frau und meine Tochter nicht bei mir gewesen, könnte ich nicht behaupten, dass ich an diesem Ort, fernab meiner Firma, geblieben wäre, denn was hielt mich hier? Meine Gesundheit, meine kränkelnde Konstitution? Gewiss nicht, denn auf die Bedürfnisse meines Körpers hatte ich bisher nicht gehört, aber ebenso wenig auf die des Geistes, hatte mich in all den Jahren für nichts weiter als die nackten Statistiken in Bezug auf meine Unternehmung interessiert, und das gesamte gesellschaftliche Leben war, mit dem kurzen Intermezzo nach dem Kennenlernen meiner Frau, an mir vorbeigezogen, sodass ich weder die neuesten Filme noch Bücher, geschweige denn die alten, nennen konnte, die sonstwo in aller Munde waren. Ich kannte kaum die Prominenten des Alltags, allein die wenigen, denen ich persönlich vorgestellt wurde, und auch nur die Lokalpolitiker, mit denen ich mich um neue Lizenzen zanken musste, waren mir neben

einzelnen Figuren der täglichen Nachrichten bekannt.

Ich muss zugeben, dass ich in jenen Tagen ein ausgebranntes Wrack war, das ausgedient hatte, doch mit den ersten Wanderungen, die ich nach ungefähr drei Wochen begann, erst leicht bergan und im Umkreis der Pflegestation, dann immer weiter bergauf, wurde mir zum ersten Mal die Schönheit der Gegend bewusst, in der ich mich befand; ich verspürte, was mir bisher alles entgangen war, und konnte es genießen, nichts zu tun, außer die Landschaft zu betrachten. Es ist letzten Endes nicht anderes als das Betrachten von nackten Zahlen, solange man es richtig einzuordnen vermag, doch es gibt einen gewaltigen Unterschied in dem Sinne, warum man beides betrachtet: der Stress im Leben, der im Büro mich vollständig in seiner Gewalt hatte, und die völlige Abwesenheit von diesem treibenden Gefühl in diesen Bergen, wo es scheinbar gleich war, ob man heute oder morgen entschied, etwas zu machen, da alles in diesem Gebiet mit der Ewigkeit verbunden schien. Hier konnte meine Seele durchatmen, täglich kamen mir neue Gedanken und nach

einem knappen Monat war ich schon bereit, meinen Zusammenbruch als etwas Gutes zu feiern, da er mich meiner Familie näher brachte, aber auch mir selbst, meiner Persönlichkeit, die ich Zeit meines Arbeitslebens in vollem Maße unterdrückt hatte.

Mit der Freiheit kam auch die Erkenntnis, was es bedeutet, Zeit für sich selbst zu besitzen, in der ich ernsthaft mir Gedanken machen musste, welche neuen Hobbys ich gerne einmal ausprobieren würde, da Nichtstun ebenso destruktiv war wie die blinde Negation der eigenen Bedürfnisse. Nach einer kurzen Eingewöhnungszeit stellte ich fest, dass bestimmte Sportarten nichts für mich waren, und blieb letzten Endes beim Tennis, das für mich eine angenehme Art war, sich in Bewegung zu halten und gleichzeitig den aufgebauten Stress abzubauen. Ich besuchte Malstunden, doch mein Talent reichte nicht aus, um auch nur einen geraden Strich ohne Lineal zu zeichnen, und so blieb ich innerhalb der Kunst bei der Literatur hängen, die mich brennend zu interessieren begann; zuerst waren es die überall verfügbaren belletristischen Werke, alsdann kehrte ich jedoch den

Rücken und las vor allem gewichtige Werke aus den alten Zeiten, da ich in den meisten Autoren der alten Bücher eine größere Fertigkeit attestierte, wobei ich nicht sagen will, dass alle neuzeitlichen schlechte Autoren sind, jedoch schien mir der Büchermarkt derart überfüllt, dass ich mir kaum die Mühe machen wollte, alle schlechten von den guten zu separieren, ehe ich die wenigen guten herausgefiltert hatte.

Dies war bei den älteren Autoren bereits geschehen – die Zeit hatte bereits eine Kanonisierung für mich vorgenommen, an die ich mich halten konnte –, sodass ich mich auf die Auswahl meistens verlassen konnte und dachte mir, dass die heutigen guten Autoren vielleicht in hundert Jahren von allen Altersklassen als Klassiker gelesen werden, ohne heute wahrhaft erfolgreich zu sein. In einem Werk über zeitgenössische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts fand ich eine Bemerkung zu einem Komponisten, der ich unbedingt nachgehen musste, und auf diesem Wege entdeckte ich Anton Bruckner, eines der zunächst verkannten Genies seiner Zeit, das nach einer Periode des Vergessens zu dem Status gereift war,

der ihm von Anfang an zugestanden hätte, und ließ mir alle seine Symphonien zuschicken, deren ich habhaft werden konnte. Als bald hatte ich mich derart in die Welt der deutschen Klassik und Romantik hineingelesen und in die chorale und symphonische Musik hineingehört, dass ich mich fragte, wie ich bisher ohne diese absoluten Freudenbringer leben konnte. Jeden Abend las ich meiner Tochter, die bald ein Jahr alt werden sollte, eine Gutenachtgeschichte von den Gebrüdern Grimm vor, vorbehaltlich jener, die nicht zu grob beschrieben waren, und freute mich über den lieblichen Blick, den ihr Gesicht zur Schau trug, wenn sie unter dem Klang meiner oftmals wiederholenden Worte friedlich eingeschlafen war. Diese Zeit war die ruhigste und angenehmste meines bisherigen Lebens und ich hoffte, dass sie niemals enden würde, doch wie beim für mich unfassbaren Tode meines Vaters endete auch diese Periode aufgrund eines äußeren Schaltens der vor sich hintaumelnden Zeit.

Kaum ein Jahr war vergangen, seit ich auch den letzten Rest der väterlichen Firma unter Dach und Fach bringen konnte und

meinem Bruder eine überhöhte Abfindung bezahlt hatte, als ein Brief von den dreien bei uns in den Schweizer Bergen eintraf, den jeder eigenhändig unterschrieben hatte und in dem sie weitere Zahlungen verlangten, da ihre Barschaft binnen eines Jahres aufgebraucht worden war und sie sich von mir betrogen fühlten. Dies war die Zwickmühle meiner Gefühlswelt, vor der ich mein gesamtes Leben Angst gehabt hatte: „Was ist, wenn deine Brüder, die dich dein ganzes Leben nicht als ihren Bruder angesehen haben und die dich stets bei jeder Gelegenheit niedergemacht haben, was ist, wenn das Leben dieser Brüder von dir und deinem Vermögen abhängt? Was wirst du tun, wenn die Kinder deines Vaters, der dich vor dem Hungertod bewahrt hat, zu dir kommen und dich um deine Unterstützung fragen?“

„Wie wirst du dich entscheiden?“, war die durchdringende Frage meiner Frau, als sie den Brief gelesen hatte, und ich konnte nur antworten, dass ich keine Antwort auf ihre Frage habe, die ich mir bereits seit dem Tode meines Vaters stellte. Rechtlich war alles in trockenen Tüchern und meine Brü-

der würden keine einzige Zahlung von mir erzwingen können, doch war dies im Ansinnen meines Vaters, der mir vor seinem Tode seine Firma mehr oder minder anvertraute? Wollte er damit nicht auch sagen, dass ich auf seine drei anderen Söhne Acht geben solle, dass sie kein Schindluder mit seinem Unternehmen trieben, aber auch, dass ich sie auffangen sollte, wenn sie sich im freien Fall befänden? Die Firma hatte ich gerettet, doch was blieb mir in Hinsicht darauf, meine Brüder in die Wege zu leiten, da mir zugleich bewusst war, dass es nicht bei dieser einmaligen Zahlung bleiben würde, nein, sie würden immer und immer wieder kommen, wie zu einer Kuh, die man jeden Morgen aufs Neue melkt, bis sie alt und ausgetrocknet ist? Ich beriet mich mit meinen Ärzten, die mich für gesund hielten und gehen lassen wollten, und zudem mit meiner Frau, die mir den besten Rat in dieser Situation gab: Ich solle die einzige Instanz im Leben meiner Brüder aufsuchen, vor der sie noch den Anstand und Respekt der alten Tage hatten – meine Mutter – unsere Mutter!

Es ist erschreckend, wenn man bei einem Besuch seiner Eltern erkennt, wie gealtert sie sind, obgleich man noch genau jene Bilder im Kopf herumschwirren hat, in denen sie einem quietschfidel und hüpfend nachgejagt sind und sich keine Falte auf ihrem makellosen Gesicht zeigte – doch sind dies am Ende nicht auch nur idealisierte Erinnerungen? Meine Mutter wusste von unserem Eintreffen und schien am Küchenfenster auf unsere Ankunft gewartet zu haben, denn kaum waren wir in der Einfahrt erschienen, da stürmte sie uns aus der Eingangstüre entgegen, ganz als ob wir seit Jahrzehnten nicht mehr in Kontakt gestanden hätten. Wir umarmten uns leidenschaftlich, doch erst nachdem die Großmutter ihre heranwachsende Enkelin begrüßen durfte, wurde sie entspannter; es war bisher das einzige Enkelkind, obgleich alle vier Söhne verheiratet waren und behaupteten, dass sie es allesamt begrüßen würden, Eltern zu werden. Ein schreckliches Szenario für meine Mutter, die derart kindervernarrt war und so wenig Gelegenheit bekam, Großmutter sein zu dürfen; umso mehr liebte sie unser Kind, was auch uns eine

Freude und nur selten eine kleine Last war, wenn sich meine Mutter wie eine richtige Großmutter benahm. Wir gingen hinein und setzten uns an den großen Esstisch, an dem wir früher schon mit allen Mann zum Essen versammelt gewesen waren, und es stiegen alte Erinnerungen hoch, die aus der zeitlichen Distanz keinesfalls so hart erschienen, wie man es als Kind empfunden hatte. Zunächst wollte ich meine Mutter nicht mit dem wichtigen Thema belästigen, doch sie begann umgehend, darauf anzusprechen, da sie mir beichtete, dass sie glaube, meine drei Brüder wären allesamt bankrott, denn derartige Gerüchte seien mehrfach an sie herangetragen worden, sodass sie mittlerweile bereit sei, daran zu glauben.

„Ja“, begann ich mit einiger Mühe, da ich gehofft hatte, mich erst ein wenig warmzureden, ehe ich sie mit der traurigen Gewissheit überrumpeln wollte, „dies ist auch der Grund, warum wir dich aufgesucht haben. Wir brauchen deine Hilfe, denn ich habe nach einigen Meldungen und Briefen meiner Brüder keine Ahnung, wie ich gegen oder mit ihnen vorgehen soll,

denn sie verlangen von mir, dass ich mein Vermögen für ihren erhöhten Lebensstandard einsetze – ohne Gegenleistung, versteht sich.“ Ich sah, wie die Gedankenblitze hinter den Augen meiner Mutter in eine Richtung schossen, und es war gewiss keine angenehme für meine Brüder, denn wenn meine Mutter eines nicht ausstehen konnte, dann war es eine boden- und grundlose Ungerechtigkeit, und jene spürte sie an der Schiefelage meines Tones. – „Was haben sie von dir gewollt, ich meine, nachdem du ihnen ihre heruntergewirtschafteten Anteile der Firma mit überhöhten Preisen abgekauft hast?“ – „Sie wollen mich einer Kuh im Stall gleich melken, bis ich ihnen nichts mehr zu geben habe; anstatt dass sie ihren Lebensstil ändern, wollen sie mich dazu zwingen, meinen aufzugeben, nebst den Prinzipien, die ich von meinem Vater und dir geerbt und stets hochgehalten habe!

Doch sind sie auch meine Brüder und ich muss leider gestehen, dass mir keine Lösung für das Problem einfällt, bei dem niemand zu Schaden kommt, weder ich noch meine Brüder noch du, Mutter! Gewiss, das

Einfachste und am wenigsten Schmerzhafteste wäre das Ausbezahlen meiner Brüder, denn damit würde ich niemandem das Leben erschweren und hätte wahrscheinlich noch selbst genug, doch das kann doch kein Lebenszustand bleiben? Immerhin sind meine Brüder erwachsene Männer, die sich jederzeit mit ihrer eigenen Arbeitskraft den täglichen Lohn verdienen können, wenn sie dazu bereit wären, ihren Lebensstil aufzugeben und kleinere Brötchen zu backen.“ Meine Mutter dachte im Anschluss an meine Worte eine längere Zeit nach und fragte mich, ob die Übernahmen rechtlich wasserdicht seien, was ich umgehend bejahte; gleich danach verfinsterte sich ihre Miene und nicht nur ich, sondern auch meine Frau spürten den Verdruss im Innern meiner Mutter, der sie um Jahre gealtert wirken ließ. – „Deine Brüder müssen ihre Lektion irgendwann lernen und jetzt ist der richtige Zeitpunkt dafür, denn wenn sie es nicht alsbald lernen, wird das Grab nur noch tiefer, in das sie fallen würden. Gut, dass du mich nach meiner Meinung gefragt hast, mein Sohn, denn nun kann ich mit voller Überzeugung sagen, dass ich hinter jeder

deiner Entscheidungen stehen werde, obwohl ich dir empfehlen würde, deinen Brüdern eine höfliche, aber bestimmte Absage zu schreiben, in der du meinen Namen als deine Unterstützung angibst, denn sie sollen direkt wissen, dass sie nicht zu mir kommen brauchen, damit ich für sie bei dir werbe.

Die drei müssen erkennen, dass sie nur ein Wechsel ihrer Ansichten vor dem Hungertuch bewahren kann, und sollten sie dies nicht einsehen, sind sie selbst schuld. Wusstest du eigentlich, dass zwei deiner Brüder mittlerweile getrennt leben und die Frauen per Anwalt die Scheidung eingereicht haben; zudem erwarte ich eigentlich täglich die Nachricht, dass auch die dritte die Scheidung möchte, und ich wundere mich, da ich diese Schwiegertochter bisher stets als die kämpferischste angesehen habe. Aber wie sollte ich mich nicht in Schwiegertöchtern täuschen, wenn ich mir sogar bei den eigenen Söhnen nicht sicher sein konnte, welche Hintergründe ihre Taten hatten? Wenn ich mir manchmal vorstelle“, sagte sie plötzlich mit brüchiger Stimme und legte den Kopf in ihre offenen

Hände, „wenn ich mir zuweilen vorstelle, dass du nicht durch den großen Zufall in unsere Familie gekommen wärst, dann sähe es schlecht um die Firma meines verstorbenen Mannes aus, und sie wäre mittlerweile ganz bestimmt Teil einer ausländischen Firma, die mit dem Rezept der Schweizer Haube ihre Bilanz aufbessert. Wer weiß überhaupt, ob es das Erbe deines Vaters noch geben würde, wenn du nicht der beste Ziehsohn gewesen wärst, den man sich als Mutter vorstellen kann, ich...“

Mit den letzten Worten brach ihre Stimme vollends weg und ich erhob mich, um meine sitzende Mutter zu trösten, die die angestauten Tränen der vergangenen Zeit loszuwerden schien, denn sie brauchte eine gefühlte Ewigkeit, ehe sie die Fassung über die Trauer zurückgewonnen hatte, sich für einen Moment entschuldigte und ins Bad verschwand. „Deine Mutter“, begann meine Frau, die mit unserer Tochter zwischendurch hinausgegangen war, „war einst eine starke Frau, doch der Tod deines Vaters und die Handlungsweisen deiner drei Brüder haben sie verwelken lassen, so dass sie deine Kraft umso mehr benötigt.“

Wir werden in der nächsten Zeit ein Auge auf sie haben müssen und sollten – da du die Geschäfte auf die Manager deines Vertrauens komplett übertragen musst – in die Nähe von ihr ziehen, dann kann sie mit ihrer Enkelin spielen und Großmutter sein; das wird sie gewiss mehr am Leben halten als alles andere.“ – „Vielleicht hast du recht“, sagte ich und verabschiedete mich mit dieser spontanen und aus dem Herzen gereiften Entscheidung von meinem Traum, erneut an die Spitze meines Unternehmens in handelnder Funktion zurückzukehren, „wir sollten direkt in die Nachbarschaft ziehen und uns ein neues Leben aufbauen. Deine Stelle mussten wir in deiner Schwangerschaft interimshalber besetzen, und soweit ich informiert bin, macht der Ersatz gute Arbeit, sodass wir in Ruhe das fortschreitende Leben nach unseren Wünschen einrichten können.“

„Vor allem möchte ich endlich was von dir haben, nachdem du im Anschluss an unsere Hochzeit mehr im Büro verbracht hast als zu Hause. Die letzte Zeit in den Schweizer Bergen war überaus angenehm, und ich wünsche mir zudem weitere Kin-

der, denn unsere Tochter soll nicht der einzige Nachkomme unserer Verbindung bleiben.“ – „Ja“, gab ich ihr liebevoll zurück und küsste sie auf die Stirn, „ich glaube, ich sollte mir ein neues Leben mit neuen Interessen schaffen, jetzt scheint der richtige Zeitpunkt dafür zu sein. – „Du kannst weiterhin deinen neu geschaffenen Aufgaben nachgehen, solange sie dir jederzeit den Freiraum lassen, dich in eine Ruhewelt zurückzuziehen, dich nicht bis zum Ehebett verfolgen und dich nach dem Aufstehen erneut belästigen. Gründe einen Verlag für Autoren, die derart antiquiert schreiben, dass sie niemand drucken und lesen würde, wenn sie sich bei einem marktorientierten Verlag bewerben würden, oder unterstütze zeitgenössische Kunst, die dir am Herzen liegt und keine Möglichkeiten auf große Erfolge besitzt. Suche dir eine Aufgabe, die du mit gutem Wissen unterstützen kannst und die dir zugleich die Freude bringt, an das Leben und die Freude daran zu glauben, jenes überwältigende Gefühl, das wir uns gemeinsam in den Schweizer Bergen erarbeitet haben, an die Kraft, die in den Ver-

bindungen der Menschen und in unserer liegt!“

Ich küsste meine Frau noch immer, als meine Mutter zurück aus dem Bad ins Esszimmer trat und sich ein Lächeln auf ihr Gesicht zauberte, das die Hoffnungen an alle ihre vier Söhne widerspiegelte, die jedoch von dreien mit aller Entschiedenheit niedergetreten wurden. Noch am gleichen Tag verfasste ich mithilfe meiner Mutter das Schreiben an meine Brüder, und erneut musste sie mit ihrer Fassung kämpfen, doch als sie ihre Unterschrift unter alle drei Papiere gesetzt hatte, fühlte sie sich besser und erstarkt, denn im Geheimen war sie eine geborene Kämpfernatur, wie übrigens auch mein Vater eine war, daher war es umso erstaunlicher, welche Verweichlichung meine Brüder in ihren Herzen offenbarten. Ich glaube, letzten Endes hat es weniger damit zu tun, welche Eigenschaften man von den Eltern mitbekommt, als was man aus ihnen macht, denn wenn diese niemals auf die Probe gestellt werden, sei es aufgrund sicheren Wohlstandes oder mangelnder Konkurrenz, dann verkümmern diese Elemente und es setzen sich al-

lein die schwächlichen und dekadenten durch. Ich hatte stets gegen meine drei Brüder kämpfen müssen und war bis zu meiner gesundheitlichen Erschöpfung gegangen, um für meine Firma zu kämpfen, aber dennoch oder gerade deshalb konnte ich mit mir und meinem Leben im Reinen sein, sodass mir der Neuanfang in der Nachbarschaft meiner Mutter als eine wohltuende Befreiung und nicht als Bestrafung oder Einengung erschien.

Wie sehr mich meine Vergangenheit, die doch beileibe niemals so grausam war, wie man es als Kind erfährt, in diesen ersten Wochen und Monaten umgarnte, spürte ich sogleich, doch es dauerte einige Zeit, ehe ich verstand, dass ich selbst auf dem Höhepunkt meiner firmeninternen Leistungen mich niemals dort zu Hause gefühlt hatte, sondern mein Herz an meiner kindlichen Heimat hing. Ich zog mit meiner Tochter durch die Straßen meiner Kindheit und erfreute mich daran, dass es auch ihre Heimat werden sollte, wie es meine geworden war und aus der ich beinahe jeden Tag alte Erinnerungen sog, wie aus einem Schwamm, der über die Jahre niemals ausgedrückt

worden war und seine Nässe behalten hatte. Tröpfchenweise erschloss ich mir mein Leben vor dem Auszug zur Universität, und als ich diese Reise so gut wie abgeschlossen hatte, entschied ich mich zur Überraschung meiner Frau, meinen Abschluss an der Universität nachzumachen, zwar nicht in dem Fach, das ich gewiss besser in der Praxis als in der Theorie beherrschte, sondern ich schrieb mich für Literatur- und Theaterwissenschaften ein, einem Metier, an dem mein Interesse immer weiter wuchs.

Auch fand ich einen ortsgebundenen, kleinen Bücherladen, den es schon seit mehr als zweihundert Jahren gab und der in den frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts selber einmal Drucksachen verlegt hatte, sodass mir der noch lebende, uralte Großvater Geschichten aus seiner Jugend zwischen Druckerschwärze und Druckplatten erzählen konnte, die mich derart faszinierten, dass ich mit seinem Enkel, der das Geschäft vor wenigen Jahren übernommen hatte, übereinkam, einen Verlag für Nischenliteratur zu gründen, den sein Bruder leiten und ich finanzieren sollte. In diesem Verlag sollten besonders junge Talente aus

der Region gefördert werden und die Lektoren sollten an den umliegenden Schulen Kurse im Schreiben von Geschichten geben, damit jedes Talent frühzeitig entdeckt und gefördert werden konnte. Der Erfolg dieser Einrichtung zeigte alsbald, dass diese Entscheidung richtig gewesen war, denn schon bald konnte der Verlag die ersten prämierten Auflagen verzeichnen, die ausgiebig gefeiert wurden. Auch wenn aus diesem Bemühen bis heute kein Dichter von Weltformat entstand, war es dennoch stets eine Freude zu sehen, wie sich Menschen mit ihrem ganzen Herzen in eine Sache verliebten und sie schlussendlich realisierten, indem sie nach einer kurzen Zeit des Korrigierens und Nachbesserns ihr erstes eigenes Buch in den Händen halten konnten.

Der Verlag war Zeit meines Lebens eine Stütze in meinem Lebensgefüge, der mich aufrecht durch die Straßen ziehen ließ, in dem sicheren Glauben, etwas Gutes mit meinem Reichtum, den ich jedoch auch für die vielfältigsten Programme, in denen Jugendlichen und Kindern gefördert oder geholfen wurde, anstellen würde. Denn Geld verlor für mich jeden Tag an Wert, nicht

weil es nicht ordentlich verwendet wurde und zinsbringend angelegt war, sondern es machte mir nichts mehr aus, es im Sinne der Gerechtigkeitsverteilung dort auszugeben, wo es sinnvoll für meine Umwelt erschien. Dass ich es meinen Brüdern nicht geben wollte, hatte daher nicht nur einen offiziellen, sondern auch einen prinzipiellen und höchst persönlichen Grund, denn dann wäre es dorthin geflossen, wo nichts Gescheites dabei herumgekommen wäre, und siehe da, nach mehr als zwei Jahren stand einer der Brüder mit seiner neuen Frau vor der Tür, und als meine erste Angst, er wolle mich um Geld anflehen, verfliegen war, erkannte ich auch eine bedeutende Veränderung im Wesen meines Bruders, der eine normale Arbeit gefunden hatte und sein Geld nun selbst verdiente.

Obwohl er noch Schulden bis über beide Ohren hatte, erschien er mir vom Streben nach dem unsinnigen Luxusleben befreit und konnte sich nunmehr an den einfachen Dingen des Lebens erfreuen. Nach einem kurzen Gespräch überredete ich ihn, mit mir gemeinsam zu unserer Mutter zu gehen, und obwohl er sich anfänglich dage-

gen sträubte, schoben seine Frau und ich ihn in die unmittelbare Nachbarschaft, an die Türe meines elterlichen Hauses, an der er sich dann endlich traute, die Klingel zu betätigen. Welch ein überschwängliches Gefühl der Freude und Versöhnung in der Reaktion meiner Mutter lag, lässt sich auch nach all den Jahren des Grams kaum beschreiben, aber wenn ich behaupte, dass dies einer der glücklichsten Tage meines Lebens gewesen ist, dann ist das keine Übertreibung, sondern beglückender Ernst. Gewiss, die Wunden brauchten lange, ehe sie einigermaßen geheilt und vernarbt waren, doch wenn ich heute an ihrem Geburtstag ans Grab meiner Mutter gehe, dann kann es geschehen, dass ich dort meine drei Brüder treffe, die ebenfalls für ihre gute Seele beten.

Die vielfältigsten ehrenamtlichen Aufgaben ließ ich mir antragen und erfüllte sie mit dem größten Eifer, wobei mir jedoch Zeit genug blieb, um mich um meine Familie zu kümmern und nebenbei mein Studium voranzutreiben. Wie es wohl beinahe jedem Studenten geht, der Literaturwissenschaften ernsthaft studiert, so begann auch

ich im zweiten Semester mit dem Abfassen einer Geschichte, mit der ich jedoch verstand, dass meine Erzählungen niemals an jene heranreichen werden, die in meinem Verlag erschienen, sodass ich mich gegen eine Weiterverfolgung dieses Interesses entschloss; insbesondere aber, da ich merkte, wie schwer es mir fiel, eine fiktive Geschichte nachzuerzählen, die nicht auf realen Tatsachen basierte.

Obgleich ich einige Jahre meines Lebens in der Praxis und ohne Lesen und theoretisches Denken verbracht hatte, fügte ich mich nahtlos in das Gefüge der Universität ein, auch wenn ich nicht selten eine merkwürdige Erscheinung unter all den jugendlichen Studenten war, doch niemand in den Seminarräumen ließ eine Abneigung gegen meine Meinungen verspüren, ganz im Gegenteil, stets musste ich die Toleranz meiner Kommilitonen rühmen, die mich jedoch nicht selten tadelten, dass meine Denkweise zu sehr in der Realität verhaftet war, da ich rein gedanklichen und äußerst fiktiven Stoffen oft ablehnend gegenüberstand, im Gegensatz zu den oft schwärmerisch-verklärten Jungerwachsenen. Mir hingegen

sprachen die realistischeren Texte der alten Zeit mehr zu, jene, die mehr ein Zeitdokument als spannende Lektüre waren. Wenn sich der Inhalt um Reisen in ferne Gebiete oder die Entdeckung und Vermittlung einer neuen Errungenschaft drehte, dann war ich oft der einzige, der den gesamten Text in seiner vollen Bedeutung erfassen konnte. In den Theaterwissenschaften erging es mir nicht anders, denn während die meisten Studenten die eher theatralischen und expressiven Werke mochten, fand ich die eher menschlichen und natürlich-tragischen zumeist die interessantesten, doch da mir bewusst war, dass den Mitstudenten die Erfahrung eines langen Lebens naturgemäß noch nicht gegeben sein konnte, verstand ich ihre Schwärmereien und akzeptierte sie als interessantesten und zugleich wichtigen Zugang zu Theaterarbeiten, der mir zu jeder anderen Gelegenheit völlig verschlossen geblieben wäre.

Schnell hatte sich zudem herumgesprochen, dass ich ein Förderer der jungen schriftlichen und darstellenden Künste war, sodass mich viele ansprachen und baten, ihr Werk meinem Verlag zur Begutachtung

zu übergeben, und nicht selten konnten meine Lektoren den jungen Menschen ihren ersten kleineren literarischen Erfolg im Leben bescheren. Im Großen und Ganzen war meine Studienzeit eine weitgehend harmonische, an die ich mich gerne zurückerinnere, und auch wenn ich zuweilen eine Abnormalität darstellte, hatte ich stets das Gefühl, mit meiner Meinung und Erfahrung willkommen zu sein.

An einem Nachmittag, als ich gerade von der Universität nach Hause kam, lag ein Zettel auf dem Tisch, der mir mitteilte, dass meine Mutter in das nahe Krankenhaus gebracht worden war; sogleich warf ich mir den Mantel um und lief die Treppen hinab zu meinem Auto, mit dem ich entgegen der verkehrsordnenden Vorschriften die Straßen hinabjagte. Kaum war ich in der Eingangshalle des Krankenhauses angekommen, kam bereits jener Bruder auf mich zu, der sich als erster der drei mit meiner Mutter ausgesöhnt hatte, und erzählte mir von dem Zusammenbruch meiner Mutter, dass es zu Hause zunächst nur schlecht gewesen sei, doch alsbald seien Magenkrämpfe dazugekommen und zu ihrem Glück sei heute

die Haushaltshilfe anwesend gewesen, die umgehend den Notarzt alarmiert hätte.

Da mein konfus wirkender Bruder keine Ahnung hatte, was meine Mutter befallen hatte, suchte ich meine Frau und fand sie mitsamt unseren Töchtern – unsere erste Tochter hatte vor kurzem ein Geschwisterchen bekommen – bei meiner Mutter am Bett sitzend. Da ich meine Mutter bei meinem Eintreten lächeln sah, fiel mir einiges an Ballast von den Schultern und ich musste zunächst durchatmen, ehe ich meinen Mantel ablegte und fragte, wie es ihr ging. – „Nicht schlechter als heute Morgen“, sagte sie mit einem missglückten Lächeln, „und da war mir bereits schlecht; ansonsten geht es mir den Umständen entsprechend gut, doch die Ärzte sagten, dass ich noch einige Untersuchungen über mich ergehen lassen muss, denn die Symptome würden auf eine Erkrankung des Magen- und Darmtraktes hindeuten. Zunächst bekomme ich die übliche Patientenkost, Zwieback und Pfefferminztee, wobei ich zwar kundtat, dass ich Tee nicht ausstehen könne, doch die Ärzte sagten mir hinter vorgehaltener Hand, dass es sein könne,

dass ich niemals wieder Kaffee trinken dürfe, wie entsetzlich!“

„Du und keinen Kaffee mehr!“, sagte ich mit gespielter Entrüstung. „Das ist ja beinahe wie die Schweizer Haube ohne ihren unvergleichbaren Schmelz“, und mit einem ebenfalls nicht geglückten Lächeln fuhr ich meiner Mutter über die leicht verschwitzte Stirn. „Aber ich verspreche dir, Mutter, dass wir uns gemeinsam an Tee gewöhnen werden, wenn es dazu kommt, denn wenn ich mich recht entsinne, schwören einige meiner Angestellten auf Tee bei einem Stück Schweizer Haube, doch auch ich konnte bisher niemals vom Kaffee ablassen.“ Meine Mutter gab mir das Lächeln zurück und ließ mich wissen, dass ich ein anständiger Sohnmann sei, der der Mutter viel Freude bereitet hatte, und just in diesem Moment fiel mir mein Bruder ein, der wie Falschgeld in der Eingangshalle herumsaß, ohne von der vorläufigen Entwarnung zu wissen, also nahm ich mir die Freiheit und verließ meine Mutter und meine Frau mit den beiden Töchtern, suchte meinen Bruder, klärte ihn auf und nahm ihn mit aufs Zimmer, wo

auch er freundlich meiner Mutter Mut zusprach, den sie ihm herzlich dankte.

In diesem Zimmer herrschte eine derartige Eintracht, dass es mir wahrhaftig unwirklich erschien, und bis auf die Tatsache, dass der Kaffee niemals wieder in unserem elterlichen Haus aufgebriht werden sollte, nach dem es sonst schon am Morgen nach dem Aufstehen gerochen hatte, schien auch alles beim Besten, denn noch konnte ich nicht ahnen, dass mein Versprechen, mich gemeinsam mit meiner Mutter vom Kaffee zum Tee zu entwöhnen, eine der folgenreichsten und interessantesten Entscheidungen meines Lebens war. Als meine Mutter entlassen wurde, sagten die Ärzte tatsächlich, dass sie besser auf Kaffee verzichten solle und stattdessen auf Wasser oder Tee zurückgreifen solle, was die Stimmung meiner Mutter nicht gerade hob, doch sie wollte keine schlechte Patientin sein und fuhr mit mir an einem der folgenden Tage in die Stadt, um nach Möglichkeiten zu suchen, sich mit dem Tee anzufreunden. Wir betraten eines der wenigen Teegeschäfte, das ich von einem Stadtbummel her kannte, setzten uns in den Gästeraum und studier-

ten die Karte, auf der uns nur die einheimischen Kräutertees bekannt schienen – alle anderen Bezeichnungen klangen bereits beim Lesen wie eine Pandora-Box mit all ihren Verwünschungen. Wir bestellten uns beide eine herbstliche Mischung von einheimischen Kräutern und wagten den Sprung ins kalte Wasser, indem wir uns eine Assammischung und einen Tee aus Ceylon bringen ließen, die uns beiden brühend heiß und nach der empfohlenen Brühzeit serviert wurden. Die Kräutertees, die im Allgemeinen eine längere Ziehzeit besitzen, kamen alsbald und wir wagten uns erst an diese heran, die uns auch die meiste Hoffnung machten.

Meine Mutter verzog beim ersten Schluck zwar das Gesicht ein wenig, doch sie schwor mir, dass sie sich an diesen Geschmack mit ihrem eisernen Willen gewöhnen könne, so schlimm sei er gar nicht. Ich hingegen war erstaunt von dem interessanten Geschmack, der nicht dominant daherkam, sondern vielmehr sich lieblich im Mund ausbreitete und einen wohligen Eindruck nach dem Schlucken hinterließ, sodass ich mir sagte, dass Kräutertees gewiss

eine Alternative zum Kaffee sein würden. Doch als wir zu den beiden schwarzen Tees kamen, schlug die bisher gute Stimmung ins Gegenteil um, denn zuerst probierte meine Mutter die Assammischung und konnte ihr Grauen nicht verbergen, und auch mir schmeckte sie nicht, doch als ich den Ceylontee probierte, rollten sich meine Fußnägel nach oben, so sehr zog dieser Tee an meiner Zunge und ließ sich kaum durch den Kräutertee wieder loswerden; auch meiner Mutter war die heftige Erfahrung anzumerken, und nur mit den letzten Kräften konnte sie überhaupt den ersten Schluck hinunterwürgen; doch alles half nichts. Um den Geschmack von der Zunge zu bekommen, bestellten wir uns ein Stück Kuchen und halfen der Zunge, dieses eklige Gefühl schleunigst zu vergessen.

„Wer trinkt nur freiwillig ein solches Gebräu?“, fragte mich meine Mutter und ich musste mit den Schultern zucken, denn einen derartigen Geschmack konnte ich mir beileibe nicht vorstellen, obwohl es auch Menschen geben soll, die von einem Tier alles – und ich meine restlos alles – essen, was ich nicht minder ekeleregend emp-

fand. Nun ja, das Experiment Tee schien nur mit einem mäßigen Erfolg beschieden, als die Bedienung uns fragte, ob der Tee wohl geraten sei und wir dankend verneinen mussten, doch nicht, weil sie ihn schlecht zubereitet hatte, sondern weil wir einfach keine Ahnung besaßen und ins kalte Wasser gesprungen waren. Da sie im Moment keine anderen Gäste zu betreuen hatte, erzählten wir ihr die Geschichte mit dem Zusammenbruch, dem Rat der Ärzte und unseren Vorlieben, die nicht mit der Assam-Mischung und dem Ceylon-Tee konform gingen. Die Bedienung lächelte wissend und meinte, dass dies auch die eher stärkeren und kräftigeren Tees seien und in der Mischung, wie wir sie bestellt hätten, noch um einiges stärker, da diese nicht das ganze Blatt beinhalteten, sondern nur Splitter, etwas größer als der Dust, den die Tee-gesellschaften in den Teebeutel pressen. Ich hatte keine Ahnung von dem, was sie mir sagte, hörte aber genauestens hin, und als sich die nette Bedienung mit mehreren Büchern zum Thema Tee an unseren Tisch setzte, merkten meine Mutter und ich alsbald, dass hinter der gesamten Teeindustrie

eine Wissenschaft steckte, die über eine lange Tradition und ein langes kulturelles Erbe verfügte.

Gemeinsam nahmen wir uns die Karte erneut zur Brust und uns wurde im Schnelldurchgang erklärt, wo die groben und feinen Unterschiede zwischen den Blattgraden und dem Anbaugebiet lagen, dass es aromatisierte Tees gab und manche Teesorten Tee genannt wurden, obgleich sie nichts mit der eigentlichen Teepflanze gemein hatten; darunter fiel auch unser Kräutertee, der vielmehr ein aufgegossener Kräutersud war, der ursprünglich aus Afrika stammende Rooibostee sowie der Mate-tee, der vorwiegend in Südamerika vorkam und den bereits die Indianer getrunken haben sollen, als dort noch keine Europäer gelandet waren. Langsam wurde mir die weltumspannende Kraft des Tees und seiner Pseudosorten bewusst, und da ich meiner Mutter meine Geduld versprochen hatte, bestellten wir als Nächstes einen hochwertigen Darjeeling aus dem Norden Indiens und einen guten Oolong von der Insel Sumatra. Erneut waren wir in völlig anderen Gebieten der Welt und ich erschloss mir

weitere Gedankenwelten, vor allem nahm ich mir aber vor, mich mehr mit dem Thema auseinanderzusetzen, sobald ich erneut mit meinem Partner im Buchgeschäft zusammentreffen sollte.

Auch dieser Tee wurde nach der überbrachten Bearbeitungsweise gebrüht, die gezogenen Blätter aus der Infusion entfernt, zu uns an den Tisch gebracht und schon beim Einschenken der ersten Tasse eines jeden der beiden Tees stellten wir einen Unterschied fest, den selbst ein Laie bemerken muss, denn diese feineren Tees hatten eine viel hellere Farbe und dufteten zudem viel angenehmer, weitaus lieblich-frischer. Wir ließen die Teetassen spannungsgeladen ein wenig auskühlen und probierten gegenseitig aufs Neue die dargebrachten Getränke und waren überrascht, welchen Wohlgeschmack diese Tees nunmehr von sich gaben. Den Oolong fand meine Mutter bereits sehr angenehm und sagte, dass dieser ein adäquater Ersatz für ihren Kaffee sein könnte, doch meinen Darjeeling ließ sie in den höchsten Tönen von Tee schwärmen, wohingegen ich den Oolong als den angenehmeren Tee empfand,

obgleich der Darjeeling mit der leichten Note eines First Flushs auch sehr wohlschmeckend war. Im Folgenden erfuhr ich, dass der Oolong ein halbfermentierter Tee war, dessen Fermentation vom grünen zum schwarzen Tee abgebrochen wurde, ehe er völlig nachgedunkelt war, sodass die feine Linie des grünen Tees beibehalten werden konnte, ohne das etwas kräftigere Aroma des schwarzen Tees missen zu müssen.

Ich befand mich mit einem Mal in einer völlig fremden Welt, die ich bisher so nicht gekannt hatte, und musste mich zweifelsfrei an meinen Vater und seine Geschichte in den Schweizer Bergen erinnern; wie er die Bekanntschaft mit der Schokolade machte, die sein Leben veränderte und wie ich und meine Mutter nun hier saßen, um uns eine andere Köstlichkeit zuzuführen, von der wir bisher ebenfalls keine Ahnung hatten. Meine Mutter und ich ließen uns an jenem Nachmittag weitere Tees vorsetzen, um einen ersten Eindruck von der Bandbreite zu erhalten, die dieses erstaunliche Getränk hat, und waren nicht minder erstaunt, als wir den afrikanischen Rooibos und den brasilianischen Matetee probier-

ten, die beide zuweilen eine interessante Abwechslung für die Abendstunden waren, da sie keinen wachhaltenden Wirkstoff beinhalteten.

Doch wie ich bereits angedeutet hatte, war die Entdeckung der Welt des Tees nur ein Bestandteil der Veränderung, die in meinem Leben auf mich wartete, denn als ich wenige Wochen später einen alten Schulkameraden im Buchladen traf und mit ihm ins Gespräch kam, teilte dieser mir mit, dass er im Begriff sei, eine stilgerechte Lokalität aufzubauen, er wolle einen Ort schaffen, an dem die Menschen zugleich entspannen und genießen können.

Sogleich war ich Feuer und Flamme für diese Idee und beriet mich am gleichen Abend mit meiner Frau, die versprach, mich in meiner Bestrebung zu unterstützen, und kurz vor meinem fünfundvierzigsten Geburtstag konnten mein Schulkamerad und ich unser gemeinsames Erholungscafé eröffnen, in dem die Besucher die Wahl zwischen bequemen Lesesesseln oder Sitznischen hatten, in denen sie lesend einen Tee oder einen Kaffee genießen konnten oder bei einem ruhigen Beieinander Abstand

vom stressigen Alltag nehmen konnten. Es war genau die Art der Nichtbeschäftigung, die ich nach meinem Leben als Vorsteher eines großen Konzerns erst mühsam lernen musste, doch mit jedem Tag wusste ich mehr darüber, was mein Körper brauchte, um seine Energiereserven wieder aufzufüllen und um nicht an dem täglichen Geschehen zusammenzubrechen. In den folgenden Jahren verbrachte ich viele anregende Stunden in dieser Lokalität, die mir die Gelegenheit gab, meinen Hobbys nachzugehen, ohne allzu sehr in den Stress zu geraten, den ich von meiner alten Aufgabe in meinem Unternehmen kannte, und dennoch war ich darin so sehr involviert, dass es mir niemals langweilig wurde. Der richtige Spagat im Leben zwischen Arbeit und Erholung, Familie und Beruf ist für einen Menschen der Schlüssel zum Glücklichein, und ich hatte in den letzten Jahren immer wieder das Glück, eine starke Familienbande um mich herum zu haben, die meine Unsicherheiten abfedern konnte, wenn sie selten, aber dann zumeist wuchtig zutage traten. Gemeinsam mit meiner Frau und meinen beiden heranwachsenden Töchtern

sah ich gelassen dem Alter entgegen, denn ich merkte an dem Verhalten meiner Mutter, mit welcher Würde dies ohne weiteres zu meistern war, wenn man sich und seine kleinen Probleme nicht mehr todernst nahm, sondern das Leben genoss, wie es das Schicksal einem servierte.

Das schöne, harmonische, dahingleitende Leben wurde jedoch an einem schlichten Dienstag im Spätherbst eines ansonsten anregenden Jahres durcheinandergeworfen, als ich auf dem Weg zur Lokalität die Nachricht erhielt, dass meine Mutter einen Schlaganfall erlitten habe und es dieses Mal schlecht um sie stehen würde. Ich sagte meinem Schulkameraden und Partner umgehend ab, fuhr ohne Umweg direkt ins nahe Krankenhaus und wurde von einer Krankenschwester vertröstet, denn die Ärzte würden ihr Menschenmöglichstes leisten, um meine Mutter am Leben zu erhalten. Ich glaubte der Schwester und vermochte mich kurzzeitig zu beruhigen, doch bei dem Gedanken, meine Mutter zu verlieren, wurde mir schwarz vor den Augen, sodass ich mich in Bewegung hielt, damit mein Kreislauf nicht ins Bodenlose sackte.

Ich kämpfte mit meinen Gefühlen ebenso sehr wie die Ärzte um das Leben meiner Mutter, doch letztlich verloren wir beide den Kampf; meine Mutter schied aus dieser Welt und mein Gesicht löste sich in Tränen auf, die erst nach einer langen Phase der Trauer so wirklich trockneten. Meine Frau kam hinzu und war gleichermaßen von der Nachricht geschockt, doch sie war es wiederum, die mir die Kraft gab, die nun nötigen Schritte einzuleiten, denn ich musste als das ihr nahestehendste Familienmitglied die Beerdigung organisieren und dafür Sorge tragen, dass sie neben ihrem Mann ins Grab gelegt wurde.

„Nun würde ich beide auf dem Friedhof besuchen gehen, mehrmals im Jahr, wenn ich die Kraft spüren musste, die immer noch von dem Grab meines Vaters ausging und die durch das Beilegen meiner Mutter gewiss nicht schwächer wird“, dachte ich bei mir und musste erneut schlucken, denn ihr Tod kam so plötzlich, dass die innere Vorbereitung darauf mit einem Schlag übersprungen ward. Im Zurückblicken war es eine Zeit, in der sich Licht und Schatten abwechselten, denn zum traurigen Tod

meiner Mutter gesellten sich meine beiden bisher unversöhnlich erscheinenden Brüder, die vor kurzem das erste Mal wieder bei ihrer Mutter gewesen waren, um sich für ihre vielen Fehlritte zu entschuldigen. Vielleicht war für meine Mutter damit alles ins Reine gebracht worden und sie konnte sich mit ihrer restlich verbliebenen Zeit auf die Wiedervereinigung mit ihrem Mann im Himmel vorbereiten, an die sie seit dem Tod meines Vaters fest glaubte. Auch meine beiden Brüder hatten in all den Jahren der Nichtteilnahme am Leben meiner Mutter ihr Ansinnen völlig verändert, und so kam es eines Abends nach der Beerdigung, dass wir uns frei und ungezwungen an einem Kneipentisch treffen konnten, ohne die Sorge meinerseits, dass die drei etwas gegen mich ausheckten.

Wir sprachen über die vertane Bruderzeit, die man hätte zusammen erleben können, doch jeder der Anwesenden war sofort bereit, diese Zeit von sich fortzuschieben, um an diesem Abend den Grundstein zu einer neuen Bruderschaft zu legen, die mit keinerlei Streitigkeiten behaftet sein sollte und bis zuletzt auch nicht wurde. Alle hat-

ten sich mittlerweile ein neues Leben aufgebaut, alle drei hatten neue Lebenspartner gefunden und zweien war das späte Glück beschert gewesen, noch Vater zu werden, sodass ich es mir als der Vermögende unter uns Brüdern nicht nehmen ließ, jedes Jahr alle Familien zu einem gemeinsamen Urlaub einzuladen, da es mir immer wichtiger schien, die geknüpften Verbindungen des Lebens zu pflegen, mehr als jene, die man früher in der Jugend oder im beginnenden Erwachsenenleben lebte, von denen man einige achtlos fortgeworfen hatte, ohne Hintergedanken und Reuegefühl.

Dieser zwiespältig beginnende Herbst meines Lebens zeigte beide Seiten der Lebensmedaille sehr deutlich: zum einen erkannte ich immer mehr, was das Leben einem gebracht hatte und was man unbedingt bewahren musste, auf der anderen Seite nahm sich das fortschreitende Leben aber auch immer mehr von einem selbst, vor allem die Leichtigkeit und die Unbekümmertheit, die ich bei vielen Entscheidungen meine Leitfäden nennen konnte, und so fehlte es mir auch an Entscheidungskraft, als mir mein Unternehmen, das

in der Zwischenzeit zu einem großflächigen Aktienunternehmen expandiert war, um sich im internationalen Marktgeschehen neu und einfacher kapitalisieren zu können, mitteilte, dass die Absatzzahlen in den letzten Monaten eingebrochen wären, zwar nicht bei der Schweizer Haube, aber bei anderen Sparten, die mittlerweile die tragenden Säulen des Unternehmens waren. Zudem habe man sich mit einigen Investitionen vertan, die die Gesamtbilanz der nächsten drei Jahre nachhaltig in den Keller ziehen würden, und nach den ganzen Notstandsmeldungen, die tagtäglich eintrafen, war ich schlussendlich bereit, den Rat meiner Frau anzunehmen und die Anteile an der Firma endlich zu veräußern, um mit dem Erlös ein gutes restliches Leben zu verbringen, wobei ich niemals in Geldnöte kommen würde.

Auch wenn mich mein Steuerbüro einen dummen und närrischen Kopf schimpfte, der erst dann verkaufen sollte, wenn die Aktien besser stünden, so war es mir dennoch ein Wichtiges, mit diesem Kapitel endlich abzuschließen, denn diese Welt hatte sich auf eine Weise verändert, sodass mein

antiquiertes ausgebildetes Menschenbild nicht mehr hineinpasste. Meine Unternehmensmacht, die aus dem Familienverband heraus entstanden und gepflegt worden war, hatte die kapitalisierte Welt mit den gängigen Tricks der Finanzbranche stetig und unnachgiebig ausgehöhlt, sodass ich, als ich vor einigen Jahren die für mich ungerechtfertigte Entlassung von eintausend Mitarbeitern verhindern wollte, da wir gerade vor der Verkündung eines Rekordjahres standen, ohne großes Wimpernzucken einfach überstimmt wurde. Dieser Moment war der Anfang vom Ende, denn mir wurde bewusst, dass niemand mehr auf mein Vetorecht hören würde, ganz gleich, ob ich einer der Eigentümer dieses Unternehmens war oder nicht – und wenn sie darauf gehört hätten, hätten die Verantwortlichen andere Wege und Mittel gefunden, um mein Veto zu umgehen. Sie hatten mich aufgrund meiner seltener werdenden Beteiligung an den Entscheidungsprozessen langsam, aber stetig aus der Firma gedrängt, jenem Unternehmen, das mein Vater gegründet hatte und dessen alleiniger Besitzer ich vor einigen Jahren noch gewe-

sen war; und als ich den Verkaufsvertrag meiner verbliebenen Anteile unterschrieb, war es mir, als ob ich etwas loswurde, das bereits seit langem wie ein blutsaugender Schmarotzer an mir gehangen hatte und das ich abstreifen wollte.

Die Unterschrift unter dem Vertrag war wie eine erneute Befreiung, und obwohl mit meinem Verkauf eine Ära in diesem Unternehmen zu Ende ging und ich eigentlich gedacht hatte, dass meine Kinder irgendwann diese Firma leiten würden, erwuchs in mir keinesfalls das Gefühl, dass irgendein Angestellter der Firma mir eine Träne nachweinte. Aus der Familienatmosphäre, in der jeder jedem half, war eine kapitalistisch orientierte Marktstruktur mit all ihren Aufstiegs- und Abstiegschancen geworden, die sich nicht mehr mit meiner, vielleicht altmodisch anmutenden Philosophie eines Unternehmens deckte. Auf dem Weg nach Hause schlug ich an einer roten Ampel kräftig auf das Lenkrad meines Wagens, schrie mir die angestaute Verstimmung von der Seele und seither habe ich mir niemals wieder ernsthafte Gedanken über meine ehemalige Firma gemacht, über deren Entwick-

lung, Strategien und Pläne für die Zukunft, die nicht mit dem verklärten Bild meines Vaters zu tun hatten, wie er mit seinem alten Wagen von Ort zu Ort fuhr, um seine Schokolade mit dem unvergleichlichen Schmelz feilzubieten.

Inzwischen hatte ich mich insgesamt ins Privatleben zurückgezogen; auch an den anderen beiden Beteiligungen, dem Verlag und dem Café, hatte ich nur noch einen geringen Einfluss, was im Gegensatz zur einstigen Schokoladenfirma kein schlechtes Bild nach sich zog, und als meine beiden Töchter alt genug waren, um auch eine lange Reise ins Ausland ohne Probleme mitzumachen, erfüllte ich mir einen lang gehegten Traum, dessen Ursprung in der dritten Tasse schwarzen Tee nach dem Ausflug nach Ceylon und Assam lag: eine ausgedehnte Reise dorthin, wo dieses herrliche Getränk das Licht der Welt erblickte: nach Indien. Weites Land, wohin man blickt, grünt es, und im Hintergrund erheben sich majestätisch die Berge, deren Gipfel entweder in einem glänzenden Weiß in der Sonne erstrahlen oder von einem mystischen Wol-

kenvorhang umgeben sind, hinter dem sich die örtlichen Götter aufhalten sollen.

Diese Reise war für alle Beteiligten eine Grenzerfahrung, nicht nur, weil das Leben an diesem Ort der Erde ein völlig anderes und mit gänzlich unterschiedlichen Vorzeichen versehen war, nein, auch weil die Menschen diesen Ort zu einem besonderen machten; ein Ort, an dem zugleich das herrlichste Getränk der Welt entstand, ohne dass der Besucher das Gefühl hatte, dass dies wirklich geschah. Wir Menschen in den Industrieländern schienen vergessen zu haben, was es heißt, das alltägliche Leben höher einzuschätzen als das spezielle, und die Menschen, die an diesem Ort der Welt ihr tägliches Leben dafür einsetzten, dass andere Menschen an einem völlig anderen Ort der Welt beglückt aufschreien, wenn sie den Duft eines guten Tees in der Nase haben, wirken befreiend, denn an diesem Ort erfuhr ich zum ersten Mal, worin der Sinn unserer menschlichen Tätigkeit unserer Zeit liegt: in dem puzzleartigen Verhalten, das in der Gemeinschaft aller zu einer großen Triebfeder wird, die das menschliche Leben global antreibt.

Der einzige und für mich entscheidende Unterschied, den ich in diesem Bestreben erkannte, war jedoch, dass der Europäer aus seiner geschichtlichen Stellung heraus die Macht hatte, die Triebfeder zu steuern, während die meisten anderen Menschen nur ein kleines, ausführendes Rädchen in dem großen Gefüge waren. Umso einfacher erschien mir das Treiben an jedem Tag hier in Indien, wo die Menschen morgens in die Hänge gingen, die Teepflanzen pflegten oder pflückten und abends wiederkehrten, entweder mit der Ernte oder mit dem Gefühl, das Notwendige im Kampf gegen Schädlinge getan zu haben – mit dem einfachen Gefühl, der eigenen Aufgabe gerecht geworden zu sein. Die Einfachheit des Lebens beeindruckte mich, in dem nicht danach gefragt wurde, welche Konsequenzen eine Entscheidung auf lange Frist hatte oder welche Positionierung innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft die optimale sei, sondern in dem die Frage gestellt wurde, was mit dem Abend innerhalb der Familie, der Ortsgemeinschaft oder unter Freunden angefangen wurde. Die an diesem Orte waltende Angstfreiheit, die sich mit dem

guten Absatz der Teepflanzen in aller Welt ergab, ließ mich im Leben zum allerersten Mal spüren, was es bedeutet, sich in seinem eigenen Leben so richtig sicher zu fühlen; auch früher wusste ich darum, dass die Umarmung meiner Frau Sicherheit bedeutete oder dass meine ihr jene gab, die sie suchte, und dennoch gab es außerhalb Unsicherheiten in Hülle und Fülle, die es an diesem Ort in Indien weitaus weniger gab – oder die weitaus weniger wichtig waren. Zugleich jedoch waren wir sehr willkommen und wurden äußerst gastfreundlich aufgenommen; alle Menschen an diesem Ort vermittelten uns, dass es andere Arten eines glücklichen Lebens gab, und der aufmerksame Besucher konnte erahnen, worin das Glück der Menschen an diesem Ort lag: in dem festen Zusammenhalt der Gemeinschaft.

An einem der Morgen in der ersten Woche gingen wir vier mit einem Führer in der Gegend wandern, besuchten Teegärten, in denen Tee angebaut wurde, den ich in einem Jahr in meiner Heimat trinken würde, ich sprach mit den Besitzern und Betreibern von Teeplantagen und sah den Menschen

beim Herstellen eines guten Tees zu, vom Pflücken über die Fermentierung, das Sortieren und die Lagerung bis zum Heranziehen neuer Setzlinge erschloss ich mir den langen Weg, den eine Pflanze macht, ehe sie zu dem wohlschmeckenden Blatt heranreife, das später die goldene Farbe in meiner Tasse hinterließ.

Vielleicht muss ich am Ende und im Rückblick zugeben, dass mich die Schönheit der Gegend, die Freundlichkeit der Menschen dort und das Ergebnis ihrer Mühen zu sehr vereinnahmten, als dass ich eine objektive Beschreibung der Welt an den Hängen des Himalayas anbieten kann, doch das, was ich mit Sicherheit sagen kann, ist, dass dieser Besuch an dem Ursprung meines Genusses mir einen viel weiteren Blick auf das gab, was in der Welt vor sich ging, selbst weit über das, was ich bereits aus dem Geschäft mit der Schweizer Haube wusste. Es war, so glaube ich, das Wissen um die eigene Wegfindung im Leben, die mich diese Dinge sehen ließ, die mir vorgab, in welche Richtung ich blicken und welche Details ich erkennen sollte, um später sagen zu können, dass ich ein Gefühl

davon habe, was es heißt, wahrhaftig zu leben. Nach der Rückkehr aus Indien war wenig wie vorher; der Gang meines Lebens veränderte sich, wurde bewusster, intensiver, farbenfroher – und am Ende glücklicher.

Die Jahre zogen ins Land und ein Jahr nach meinem sechzigsten Geburtstag wachte ich eines Morgens auf und konnte kaum aufstehen, mein ganzer Körper schien aus dem Gleichgewicht geraten zu sein, sodass ich von meiner Frau behutsam ins Auto gesetzt und zum Arzt gefahren wurde. Zunächst konnten sie in den vielen Untersuchungen nichts Genaues feststellen, sodass Aufnahmen von meinem Inneren gemacht wurden, mit einer Technik, die weit über meinen Verstand hinausging. So faszinierend es war, scheinbar mein Innerstes nach außen zu kehren, um sich an dessen gesunden oder kranken Zustand zu ergötzen, so schwierig war es dann auch für meine Frau, die Diagnose zu verkraften, dass ich Krebs hatte, der begann, in meinen gesamten Körper zu metastasieren, sodass die Ärzte mir zu einer Chemotherapie rie-

ten, die mein Leben um ein oder zwei Jahre verlängern konnte, jedoch kaum länger.

Ich hatte mit einer derart schlechten Diagnose gerechnet, und obwohl ich eigentlich keinen Anlass dazu hatte, schien ich jedoch irgendwie zu wissen, was mit meinem Körper geschah; ich saß wissend und unbekümmert im ledernen Sessel meines Arztes und fragte ihn ohne großartige Gefühlsregung, wie lange mein Leben noch andauern würde, wenn ich keine Chemotherapie machen würde. Der Arzt blickte mich lange und nachsinnend an, ehe er langsam und mit spitzer Stimme in den Raum hauchte, dass mir dann nur noch ungefähr zwei bis drei Monate bleiben würden. „Welche allerdings ohne ständiges Besuchen im Krankenhaus, ohne ständige Bestrahlung und Nervenaufreibung für meine gesamte Familie vonstattengehen würden“, bemerkte ich mit dem vollen Wissen um die Tragweite meiner Wortwahl. Meine Frau blickte mich entgeistert an, doch sie verstand wohl an meinem entschlossenen und in völliger Ruhe wirkenden Blick, dass dies nicht der Ort war, an dem sie mich zur Rede stellen sollte, denn sie wusste nur zu gut, welchen Ei-

gensinn ich in der Gegenwart eines anderen Menschen außer ihr und meiner Mutter haben konnte.

Ich dankte dem Arzt für seine Mühen, der weiterhin überrascht von meiner Aufnahme schien, sagte ihm, dass ich ihn in den nächsten Tagen wissen lasse, zu welcher Therapie ich mich entschließen würde, nahm meine Frau an die Hand und vereint gingen wir aus dem Zimmer, als ob ich eine Bestätigung erhalten hätte, dass ich einhundert Jahre alt würde. Erst auf halber Strecke nach Hause fiel die Maske von ihr ab und sie fragte mich mit dem ernstesten Unterton, den ich jemals von ihr zu hören bekam, ob ich wahrhaftig daran denken würde, mich eher dem Tod hinzugeben, anstatt mit der Chemotherapie bis zum bitteren Ende zu kämpfen. – „Du hast das richtige Wort verwendet: bitter, denn kein anderes Gefühl kann uns die Therapie bringen; gewiss, ich lebe länger auf diesem Planeten, doch welche Last wäre ich für die Familie und insbesondere für unsere beiden Töchter, die mich derart lange und heftig leiden sehen müssten. Nein, ich werde in die Schweizer Berge fahren und vor mei-

nem Niedergang jene Stätten aufsuchen, an denen sich das Leben meines Vaters veränderte, und werde dort ruhig den Niedergang meines Lebens feiern, so wie die Firma rund um die Schweizer Haube mit meinem Vater den Aufstieg und unter mir den Abgesang erlebte.“

„Unsere Kinder werden deinen Tod weder verstehen noch verkraften können, denn sie sind noch zu jung, um deine Entscheidung nachvollziehen zu können. Das einzige, was sie sehen werden, ist dein endgültiges Verschwinden, und ich werde ihnen deine Entscheidung kaum beibringen können, oder willst du das im Vorhinein noch versuchen?“, fragte sie mich giftig, ohne es zu wollen, während ich in die Straße einbog, in der wir wohnten. – „Ich weiß, dass unsere Kinder meinen Tod noch nicht verstehen werden und ich weiß auch, dass es für dich umso schwerer wird, je mehr du ihnen erzählst, doch ich hoffe, dass sie meine Entscheidung verstehen, wenn sie selbst Kinder haben und darüber nachdenken, was man ihnen zumuten sollte und was nicht. Ihr seid gut versorgt und besitzt mehr Geld, als ihr in eurem Leben ausgeben

könnt, selbst wenn ich meinen Brüdern einen guten Teil noch abtreten werde, damit auch deren Kinder von dem Erfolg ihres Großvaters profitieren können. Das Leben ist nun mal nicht wie die Schweizer Haube, von der man stets wusste, welches Wohlgefallen sie erzeugen kann, wenn man sie in den Mund legt, daher muss man das Schicksal so zu nehmen wissen, wie es sich einem darbietet – ohne allzu großen Frust und mit dem Bestreben, das Beste aus den gegebenen Umständen zu verwirklichen, auch wenn ich weiß, wie schwer das mitunter fallen kann.“

„Somit hast du deine Entscheidung getroffen und wirst allein in die Schweizer Berge fahren, um dich zum Sterben hinzulegen, und ich darf nicht einmal mitkommen, sehe ich das richtig? Du willst als der Einzelkämpfer zu Grabe getragen werden, wie du in deinem Leben stets alleine gegen den Rest der Außenwelt kämpfen wolltest, auch wenn es hier und dort eine Kollaboration gab, mit der du allerdings nur dann ein Verhältnis eingingst, wenn es zu deinem persönlichen Nutzen war?“ – „Glaubst du nicht, dass dies der falsche Zeitpunkt ist,

mir Vorhaltungen bezüglich meiner Lebensgestaltung zu machen? Ich liebe dich und habe dich stets in Ehren geliebt, wie ich meine Töchter, meine Mutter und meinen Vater und letzten Endes auch meine Brüder liebe, doch der Tod ist eine Entwicklung im Leben, die dir nicht die Gelegenheit gibt, davon zurückzutreten, sollte es nicht so laufen, wie man es sich wünscht. Wenn du möchtest, darfst du gerne mitkommen und ich hatte auch nicht vor, dich zurückzuweisen, doch ich dachte mir eigentlich, dass du ob meiner Entscheidung, die ich ohne vorherige Beratung mit dir für mich selbst getroffen habe, wütend auf mich wärest, sodass ich allein von dannen ziehen müsste“, gab ich mit traurig belegter Stimmlage zurück und fieberte ihrer Reaktion entgegen, die zunächst auf sich warten und meine Verzweiflung beinahe spürbar werden ließ, doch dann schien sie nachzugeben, umarmte mich, da wir in unserer Einfahrt standen, und wir trauerten um die bald endende Zeit, von der wir gehofft hatten, sie gemeinsam in wilder und betörender Schönheit zu verbringen, um zusammen, Hand in Hand, zu altern.

Mit dem Mut verzweifelter Eltern, die wissen, dass sie vor ihren Kindern nicht wanken dürfen, gingen wir ins Haus, riefen unsere beiden Töchter zusammen und erklärten ihnen unter den erträglichsten Umständen, in welcher Zeitspanne sich mein Tod abspielen würde. Der Schock, den beide erlitten, ging tief und war sehr schmerzhaft, dennoch versuchten beide, das Zukünftige zu verstehen, und wollten nicht die Schwachen in der Gemeinschaft sein, obwohl wir das ohne Weiteres verstanden hätten. Doch beide Kinder waren am Abend bereits der felsenfesten Überzeugung, dass sie mir und der Familie am besten helfen könnten, indem sie zeigten, dass sie nach meinem Tode allein mit ihrer Mutter weiterleben können, ohne allzu sehr in eine zerstörende Trauerstimmung zu verfallen.

Ich dankte den beiden aus vollem Herzen für ihr erwachsenes Verständnis, auch wenn ich mir sicher war, dass dies eher ein jugendlicher Selbstschutzmechanismus war, um eine traurige und unkontrollierbare Situation gut zu überstehen, und gemeinsam gingen wir daran, die Reise in die Schweiz, zu den Wurzeln der Schweizer

Haube, zu realisieren; ich gab meinem Arzt eine Absage an die Chemotherapie und an einem lieblichen Spätfrühlingstag verabschiedete ich mich von meinen Brüdern, deren Familien, meinen Freunden und Geschäftspartnern, und gemeinsam mit meiner Familie fuhr ich von unserem Heim in Richtung Schweiz, mit der traurigen Gewissheit, dass ich unser Haus höchstwahrscheinlich niemals wiedersehen werde, doch die Tatkraft des Augenblicks überwog die quälende Vorausschau auf das, was noch kommen sollte.

Abwechselnd fuhren wir den gesamten Tag hindurch und erreichten am späten Nachmittag die Grenze, von wo aus wir uns neu orientieren mussten, denn in der Erzählung meines Vaters waren die äußeren Umstände ins Traumhafte verzerrt, sodass die Anhaltspunkte seiner Geschichte kaum ins reale Bild passten, da es zudem keinen Berg mit dem Namen Schweizer Haube in der Realität gab. Zum Glück kannte ich die gewünschte Reiseroute meines Vaters, der er im Anschluss an seine Begegnung mit den beiden Greisen auf dem Berg nicht weiter folgte, und schaffte es mit Mühe und

Not, den Weg in die Berge hinein zu errahnen. Trotz aller Unsicherheit über den genauen Standort seiner Erlebnisse wusste ich sogleich, als ich an dem Wasser vorbeifuhr, dass mein Vater genau dort vor Jahrzehnten gewesen war; das Gefühl in meinem Herzen war eindeutig.

Wir suchten uns zwei freie Zimmer in einem nahen Hotel, das in einem der Touristenorte am Weg hinauf zum Pass lag, und verbrachten den Abend mit den alten Geschichten, die mein Vater über seine Begegnung in diesem Teil der Schweiz zu erzählen pflegte, wenn ihn einer danach fragte. Es schien beinahe, dass wir alle zusammen Urlaub machten, viel eher, als dass wir auf meiner Abschiedsreise vom Leben waren, derart frohsinnig waren unsere Töchter und so bezaubernd und in sich gefasst erschien uns diese Gegend, die einen völligen Kontrast zur Welt darstellte, in der wir uns bisher zu Hause gefühlt hatten. In diesem Bereich der Welt tickten die Uhren anders und gaben eine Wirklichkeit preis, von der man getrost sagen konnte, dass sie beschwerdeärmer und friedliebender erschien als alles, was ich bisher in meinem Leben

kennengelernt hatte – selbst im Vergleich mit den Hängen von Darjeeling. An diesem Ort das Leben zu beenden, war ein Geschenk des Himmels; voller Vorfreude ging ich an diesem Abend ins Bett und gleich in der Frühe des nächsten Morgen wollte ich mich alleine auf die Suche nach dem Weg meines Vaters machen, um dem Gefühl nahe zu kommen, das er vor einigen Jahrzehnten verspürt haben musste, als er in diesen Bergen das Rezept der Schweizer Haube niederschrieb, das ich gerahmt im Auto liegen hatte, sozusagen als Glücksbringer auf einer Reise in die Vergangenheit, ins Ungewisse meiner und meines Vaters Geschichte.

Ungewohnt traumlos verging die Nacht wie im Fluge und ich stand bereits an der Türe, als meine Frau aufwachte und ich ihr einen letzten Abschiedskuss auf die Lippen drückte, ehe ich mich umdrehte und auf den Weg machte. Es herrschte im Gegensatz zum gestrigen Tage ein nasskaltes Wetter, das mir jedoch nichts ausmachte, da ich ob der frühen Morgenstunden warm und wetterfest angezogen war. Kaum dass ich den Schlüssel meines Autos umgedreht

hatte, sprang der Motor leise an und ich fuhr zu dem Gewässer, an dem ich gestern gespürt hatte, dass dort mein Vater beizeiten Rast gemacht hatte und nach dem Erlebnis auf dem Berge erneut erwacht war. Ehrfürchtig ließ ich die Reifen meines Wagens über den Schotter des Parkplatzes rollen und ich bekam ein Gefühl dafür, wie sich die Geschichte meines Vaters mit den neuen Eindrücken verband, um an Realismus zu gewinnen. Urplötzlich und ohne Vorankündigung verwandelte sich die vor mir liegende Szenerie, doch nur im Detail: Einige Bäume verschwanden, dafür kamen andere hinzu, die neuen Gatter um das Gewässer verschwanden und wurden zu alten, morschen, doch vor allem verschwanden alle parkenden Autos, sodass ich in dem einzigen saß, das noch auf dem Parkplatz stand.

Im Gegensatz dazu hatten sich die Berge kaum verändert, nein, im Nachhinein muss ich feststellen, dass sie sich keinerlei Veränderung preisgaben, sie waren und blieben die ehernen Wächter dieses Tales, das sie mit ihren ehrfürchtigen Hängen und Gipfeln vor dem Einfall der äußeren Welt

beschützten. Die größte Verwunderung, der mein Geist unterlag, war jedoch nicht dieser Verwandlung geschuldet, sondern hatte meine Nichtverwunderung als Grund, die sich eigentlich hätte einstellen sollen, doch ich war mir sogleich bewusst, dass mich die Zeitlosigkeit dieser Gegend in jene Zeit zurückversetzt hatte, in der mein Vater hier gewesen war. Ich startete den Motor erneut, setzte langsam zurück, um den Parkplatz auf der festen Schotterstraße zu verlassen, die auf der Herfahrt noch mit einer dicken und widerstandsfähigen Schicht Teer asphaltiert gewesen war. Ohne mir die Frage stellen zu müssen, in welche Richtung ich zu fahren hatte, entschied meine Erinnerung für mich, sodass ich an den beiden Gabelungen den wahren Weg nahm und mich auf den Ort zubewegte, in dem mein Vater damals Zuflucht vor dem Unwetter gefunden hatte. Mit einem Mal verdunkelte sich der Himmel über mir und es fielen bereits nach kurzen Augenblicken heftige Regentropfen, die derart auf meiner Frontscheibe tanzten, dass ich jeden Zugang zur Außenwelt verloren zu haben schien, doch nach einigen langsam gefah-

renen Metern stand ich bereits inmitten einer kleinen Siedlung und parkte unter einigen Bäumen, die mir als Parkplatz bis zum Ende des Unwetters dienen sollten.

Die Heizanlage arbeitete unermüdlich, um die Feuchtigkeit aus dem Fahrzeug zu drängen, doch die Welt schien in herabfallenden, sintflutartigen Wassermassen ohne Wiederkehr unterzugehen. Meine Gedanken schweiften, da mein Blick auf den Innenraum meines Wagens isoliert war, zu meinen Liebsten, die jetzt höchstwahrscheinlich am Frühstückstisch des Hotels saßen und mir das Allerbeste auf dem Weg zu meines Vaters Vergangenheit wünschten, als ohne Vorwarnung und zum großen Schrecken für mich ein Mann an meine Fensterscheibe klopfte und andeutete, dass ich mich aus dem Wagen zu ihm in die gute Stube bewegen solle. Ich erkannte an den schemenhaften Gesichtskonturen, dass dies ein älterer Mann sein musste, nahm mechanisch und ohne genauen Grund den Rahmen mit dem Rezept der Schweizer Haube vom Rücksitz und schützte mich mit einem übergeworfenen Mantel vor dem niederprasselnden Regen, ehe ich in die

warme Stube trat und das Tosen der prasselnden Regentropfen beinahe verschwand, als der Greis hinter mir die Türe schloss.

„Welch ein Wetter“, begann der alte Mann und deutete mir einen Platz an dem großen Tisch an, der inmitten der Wohnstube stand, „man könnte glatt meinen, die Welt wolle in einer neuerlichen Sintflut untergehen. Dies ist meine Frau“, sagte er und deutete auf die am Herd stehende Person, der ich erst jetzt gewahr wurde und die in einem Topf ruhig und ohne allzu große Hektik gleichmäßig rührte. „Es gibt warme Suppe“, sagte sie, indem sie sich umdrehte und ich auch ihr greisenhaftes Gesicht näher betrachten konnte, „nach dem kühlen Nass von oben gewiss eine angenehme Stärkung, nicht wahr?“ Im ersten Moment war ich verwirrt, denn eigentlich hatte ich bereits begonnen, instinktiv im ganzen Raum nach den Schokoladenförmchen zu suchen, und war zudem äußerst verwundert, dass die Luft in der Stube nicht mit jenem süßlich-herben Duft schwanger ging, wie es aus meiner Erinnerung von den Erzählungen meines Vaters zu erwarten gewesen wäre. – „Ja sicher“, antwortete ich

mit sichtlicher Verwirrung, „nach dem nasskalten Regen wäre eine Tasse Suppe eine wundervolle Mahlzeit“, setzte mich an den Tisch und ignorierte das klamme Gefühl, das die nasse Kleidung in mir auslöste. Als ich mich zu dem Greis umdrehte, sah ich ihn das gerahmte Rezept betrachten. Währenddessen brachte mir seine Frau eine Tasse mit einer herzhaft riechenden Suppe, deren Einlagen schmackhaft aussahen und unter den Fetttropfen zu tanzen schienen.

„Was muss ich hier erblicken?“, warf der Mann mit einem Mal voller Erstaunen in seinem Ausdruck in den Raum, „darf ich fragen, woher sie dieses gerahmte Schokoladenrezept haben?“ Während er und seine Frau gebannt auf die Rezeptniederschrift meines Vaters blickten, erkannte ich endgültig, dass diese beiden Greise exakt der Beschreibung meines Vaters glichen, sodass ich mir gewiss sein konnte: Sie schienen Nachkommen der zu sein, die mein Vater vor vielen Jahrzehnten hier in diesem Teil des Tals gefunden und bei denen er das Rezept der Schweizer Haube niedergeschrieben hatte. Der Greis legte den Rahmen auf

den Tisch, auf dem meine Suppe weiterhin dampfte, und untersuchte unterm düsteren Licht die alten Zettel, die immer noch die Knickstellen vermuten ließen, die entstanden waren, als mein Vater das Rezept in seiner Hosentasche von hier fortgetragen hatte. – „Das Rezept“, begann ich nach einiger Zeit, „brachte mein Vater eines Tages aus diesem Gebiet der Schweiz mit nach Hause und meine Eltern begannen daraufhin mit der Produktion dieser Schokolade, die mittlerweile von der ganzen Welt geliebt wird. Überall dort, wo man sich eine Schokolade kaufen möchte, hat man die Wahl zwischen leblosen Plagiaten und dem unglaublichen Schmelz der Schweizer Haube. Diese Marke hat alles überstanden, und auch wenn das von meinem Vater gegründete Unternehmen irgendwann untergeht und aufgelöst wird, existiert diese Schokolade weiter bis in alle Ewigkeit, denn sie ist ein Geschenk derselben.“

Sekundenlang blickten wir uns gegenseitig in die Augen, doch die Zeit schien stillzustehen, sodass es auch Stunden hätten sein können, in denen wir kein einziges Wort miteinander sprachen; die Welt der

Vergangenheit und jene der Zukunft schie-
nen mit der Gegenwart zu kollidieren, um
eine neue Wirklichkeit zu erschaffen. Ur-
plötzlich und ohne erkennbare Absicht er-
hob die Greisin ihren Oberkörper und sagte
zu ihrem Mann in einem besserwisseri-
schen Tone: „Siehst du, ich wusste, dass
dieser Mann, den du ehemals vor dem star-
ken Regen in unser Haus einludest, das Re-
zept mitgenommen haben muss, denn un-
mittelbar nach seinem Besuch waren die
Seiten im Buch mit meinen Rezepten leer
und wir konnten uns beide in unserer grei-
senhaften Schusseligkeit nicht an die Zu-
sammenstellung erinnern! Das Wiederauf-
tauchen des Rezeptes erklärt hingegen alle
Veränderungen, die wir in den letzten Jahr-
zehnten mitmachen mussten und die da-
durch verhindert worden sind. Essen Sie
nur in Ruhe Ihre Suppe“, sagte sie mit ei-
nem bestimmenden, aber keinesfalls säuer-
lichen Ton zu mir, „ich werde sogleich ein
wenig Schokolade aufsetzen, die zu probie-
ren wir beide so viele Jahre verzichten
mussten.“

Mit einer unglaublichen Selbstverständ-
lichkeit nahm sie den Rahmen mit dem Re-

zept, stellte es auf die Anrichte neben dem Ofen und begann mit größter Sachlichkeit, die einzelnen Zutaten zusammenzusuchen, ehe sie dieses wundervolle Gedicht eines Rezeptes in einer vollkommenen Fertigkeit zur Wirklichkeit brachte, sodass ich erneut die Suppe vergaß und diese auch erst zu mir nahm, als sie bereits erkaltet war. An ihren Geschmack kann ich mich kaum erinnern, sie war zwar gut, aber von dem Duft, den die flüssige Schokolade in den Raum abgab, konnte ich nicht genug bekommen, und als ich die Gelegenheit bekam, wie ein Lausbub den Topf auszuschlecken, wusste ich, dass das Rezept hier erneut seine Heimstätte gefunden hatte.

Verträumt blickte ich nach draußen und erkannte, dass sich das Wetter völlig ins Gegenteil gedreht hatte, denn die Sonnenstrahlen brachen sich an den perlenden Tropfen, die noch an der Scheibe hafteten, und blendeten meine Augen, die ich mit meiner Hand schützen musste. Während die beiden Greise über dem nächsten Topf mit flüssiger Schokolade hingen und er peinlichst genau darauf achtete, dass die vollgelaufenen Formen nicht umgestoßen

wurden, nahm ich im Stillen Abschied von beiden, öffnete die Türe und ging hinaus, ohne zurückzublicken, aber mit dem sicheren Wissen um das Glück der beiden Greise. Meines schien auch vollkommen, als ich in mein Auto einstieg, den Wagen startete und die geteerte Bergstraße hinab zum Hotel zurückfuhr, in welches einzutreten einer Rückkehr aus der Ewigkeit ins Jetzt gleichkam.

Meine Familie fiel mir um den Hals und ich hatte ihr alles bis ins kleinste Detail zu beschreiben, das Wasser, die Verwandlung, das Unwetter und die beiden Greise, die das Rezept meines Vaters zurückerhalten hatten und gewiss den ganzen Tag damit verbringen würden, Schokolade herzustellen und sich an der Rückkehr des Rezeptes zu erfreuen. „Ich habe mich bereits gewundert“, meinte meine Frau, nachdem ich meine schier unglaubliche Geschichte beendet hatte, an deren Wahrscheinlichkeit jedoch keiner aus meiner Familie zweifelte, „denn als ich in einem Kiosk an der Straßenecke eine Tafel Schweizer Haube kaufen wollte, fragte mich der Mann ernsthaft, von welcher Sorte ich sprechen würde, denn

von dieser habe er noch nie in seinem ganzen Leben gehört. Im ersten Moment wähnte ich mich in einem Traum, doch dann kam mir der Gedanke, dass ich zunächst deine Rückkehr abwarten wollte, ehe ich mir Sorgen um meinen Verstand mache.“ – „Wenn es ab heute für die Menschen niemals die Schweizer Haube gegeben hat, woher kommt dann mein Wohlstand, den ich besitze, woher kommt meine Realität, wenn es nicht die allgemeingültige ist?“

Für einen kurzen Moment schwiegen wir alle vier und dachten an die gemeinsamen Erlebnisse, aber auch an die Veränderung der Wirklichkeit, der allein wir vier nicht unterworfen schienen. „Um das herauszufinden, bleibt uns nicht sehr viel Zeit, doch ich will sie nutzen, denn es macht für mich einen bedeutenden Unterschied, aus welcher Realität ich in die Ewigkeit einziehen werde.“ – „Wir werden dich“, sagte meine Frau, „bei deiner Suche nach besten Kräften unterstützen und hoffen, dass du die richtigen Antworten auf deine dich drängenden Fragen erhältst, denn in dem Suchen nach der eigenen

Wahrheit finden wir nicht selten uns selbst.“

Diese zutreffende Aussage meiner Frau soll den Schlusspunkt einer Lebensbeschreibung bilden, deren Aufgabe erfüllt scheint, denn mit dem Setzen des letzten Punktes habe ich nun endlich das große Ganze meines Lebens verstanden und sehe eine gute Gelegenheit für alle anderen Menschen, zu einem ähnlich glückbringenden Punkt zu gelangen. Denn worin liegt der Sinn des Lebens, als nach jenem zu suchen?



Novalis (1772–1801, eigentlich Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, Ölgemälde um 1799)

AUßERIRDISCHER GEIST (NOVALIS) Einstein 136 Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

Novalis: Das philosophisch-theoretische Werk, Band 2. Carl Hanser Verlag, München Wien 1978. Zitiert als „Novalis 2“.

Nach Novalis geht der Astronom Kepler von einem vergeistigten sittlichen Weltall aus. Johannes Kepler (1571 – 1630) war deutscher Astronom, bekannt ist er durch die drei Keplerschen Gesetze (Planeten bewe-

gen sich nicht in Kreisen, sondern auf Ellipsen)

„Je *mehr Gegenstand* – desto größer die Liebe zu ihm – einem absoluten Gegenstand kommt abs[olute] Liebe entgegen. Zu dir kehr ich zurück, edler Keppler, dessen hoher Sinn ein vergeistigtes, sittliches Weltall sich erschuf, statt daß in unsern Zeiten es für Weisheit gehalten wird – alles zu ertöden, das Hohe zu erniedrigen, statt das Niedrige zu erheben – und selbst den Geist des Menschen unter die Gesetze des Mechanismus zu beugen.“ (Novalis 2, S. 408)

Dieses Zitat muß auch auf dem Hintergrund des 30jährigen Krieges gesehen werden. Gleichwohl, im scheinbar Niedrigsten steckt auch das Höchste. Entsprechend, Novalis, Denken ist Berührung mit außerirdischem Geist:

„Unser Denken ist schlechterdings nur eine Galvanisation [Elektroüberzug auf Metallen] – eine Berührung des irdi-

schen Geistes – der *geistigen Atmosphäre*
– durch einen himmlischen, außerirdi-
schen Geist.“ (Novalis 2, S. 496)

Wir denken zweifellos nicht wirklich unab-
hängig, wie wir uns das möglicherweise
einzubilden pflegen. Da ist zunächst das
scheinbare Gedankenlesen, will sagen: das
unwillkürliche Auffangen von Meinungen
und Stimmungen anderer Leute. Der
Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen, so
einfach erklärt sich das, und zwar nicht
bloß bei der Arbeit.

Indes, aus der Tiefe unseres Unbewuß-
ten steigen auch noch ganz andere Anre-
gungen in die Höhe, gewisse oft mit dem
„Bauchgefühl“ verbundene Tips oder Hin-
weise, was man jetzt machen oder besser
unterlassen sollte. Was ist das für ein Ah-
nen, von dem das scheinbar übermächtige
Ich kontrolliert (oder zu allermindest ge-
warnt) wird? Man darf getrost annehmen,
daß diese mit unserem Unterbewußtsein
zusammenhängenden Anregungen einen
höheren, demnach göttlichen Ursprung ha-
ben, so daß wir folgern können, nein, müs-

sen: Gott ist in uns, vermittelt über unsere unterbewußte Brücke.

Von diesem persönlichen Unterbewußtsein muß noch einmal deutlich angemerkt werden, daß es unabhängig, aktiv, selbständig von unserem Ich ist. Unser bester Freund und Helfer, der ständig über uns wacht, ohne welchen wir verloren wären. Denn also vermittelt sich die göttliche Stimme, die aber in der Regel nicht mit uns „spricht“, sondern sie weist sich für gewöhnlich auf andere, kaum merkliche Weise aus. Warum sollte sie, diese unabhängige Instanz in uns drinnen, plump mit uns „sprechen“, wenn sie doch da innen drin ist, und per Tip, Anstoß oder Einfluß ganz ohne Sprache und zugehörigem Geschwätz auskommt. Hingegen ist seine Anregung tief in uns drinnen, insofern also verlässlich und sicher. An dem „Bauchgefühl“ besteht nie je irgend ein Zweifel.

Friedrich von Hardenberg (1772 – 1801), also Novalis, stellt fest, der Weltgeist ist noch nicht fertig.

„Die Welt ist noch nicht fertig – so wenig wie der Weltgeist...“ (Novalis 2, S. 551)

Nicht wahr, wir fragen uns auch angesichts der Gottesbetrachtung, was soll das alles? Wozu gibt es den Kosmos überhaupt, und was haben wir letzten Endes in ihm oder darin verloren? Wir dürfen sicher sein, es gibt keinen Zufall. Wenn wir von Zufall reden, dann meinen wir eigentlich nur, daß wir etwas (einen Zusammentang) nicht verstehen.

Was nun das Große (den Kosmos) betrifft, so hat das seinen Grund, auch wenn wir denselben nicht vollständig begreifen sollten. Und nun ist in das Große unerlässlich alles Kleine eingebettet, so sind auch wir (als das Kleine in dem Großen) darinnen enthalten.

Was ist denn unsere Aufgabe oder Bestimmung, wengleich wir nur eine kleine Rolle in diesem großen Konzert oder auf der Weltbühne spielen sollten? Die Antwort liegt auf der Hand, gemäß unserer (der Menschheit) bisher erfolgter Tätigkeiten. Nämlich, unser Anliegen ist es, die Dinge in

Forschung und Entwicklung auf allen Ebenen voranzubringen. Dazu gehört auch unser Verständnis, was wir denn überhaupt im Universum sollen.

Zu dieser Antwort gehört zweifellos der Selbsterhalt, und selbiger ist ebensowohl mit der Aufdeckung des kosmischen Hintergrundes (als auch der Aufschlüsselung Gottes) untrennbar verbunden. Also, immer weiter forschen und weiter erkennen, so daß sich uns die alles entscheidende Frage – nämlich nach Sinn und Zweck des Ganzen – allmählich enträtselt.

In diesem Zusammenhang entnehmen wir zitiertweise: der Weltgeist ist noch nicht fertig. Inwiefern denn? Offensichtlich in Erkenntnis. Er, der Weltgeist, will sehen, was auf der von ihm geschaffenen Grundlage alles möglich sein wird oder wäre. Tatsächlich „genießt er sich“, wie Meister Eckhart schreibt. Dabei ist zu beachten, wir, die Menschheit, sind wesentlich mit von der Partie. Im selben Maße, wie wir agieren, erfüllen wir – zumindest bis zu gewissen Graden – Gottes Willen.

In diesem Sinne (der Weltgeist ist ersichtlich noch nicht fertig) stellt sich also

auch die Frage, wie der (oder die) einzelne sich dem uns allen aufgetragenen Problem nähert (falls überhaupt). Welche Haltung nimmt man also dazu ein? Friedrich von Hardenberg äußert sich hierzu folgendermaßen:

„... und man braucht nur jemandes Philosophie zu wissen, um ihn hinlänglich zu kennen.“ (Novalis 2, S. 574)

Weiter gedacht oder überelgt, befinden wir uns etwa in den Händen eines Dämons, selbst ohne dies zu wissen, der uns auferlegt, was wir in unserem Leben (und in aller Leben) beginnen sollen? Hierzu wiederum Novalis:

„Manche verändern ihre Phil[osophie] wie ihre Dienstboten und Wünsche. Am Ende fangen sie das ganze Geschlecht an zu hassen und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Ob sie sich dann gerade in der richtigen Stimmung eines Wählers befinden, will ich hier nicht entscheiden. Kurz sie glauben nun von der Phil[osophie] los zu seyn und sind

mehr, als je in den Händen dieses Dae-
mons, der sie nun gut füttert und
pflegt, um sie einem schmackhaften
Bissen für sich zuzurichten. Eine andere
guthmütige Heerde bleibt für diese An-
fechtungen bewahrt. Sie wagen es nie
diesen Proteus [verwandlungsfähiger
griechischer Meergott: hier also ein
Mensch, der leicht seine Gesinnung än-
dert] zu fassen und festzuhalten, weil
sie ihm ignoriren. Die Klügern darunter
meynen, Proteus sey eine Fabel müßi-
ger Köpfe – sie haben ihn nie gesehn
und empfunden und läugnen ihn
frischweg – desto bessere Unterthanen
sind sie für ihn – Sie dienen ihm treu,
weil sie ihn nicht kennen, und glauben
das müsse so seyn, und jede Frage nach
dem Grunde sey abgeschmackt und
wahnwitzig.“ (Novalis 2, S. 574)

Also denn, ist das alles, was sich um uns
herum abspielt (uns selbst mit eingeschlos-
sen) sinnerfüllt oder sinnlos? Oder ist diese
ganze Entwicklung gleichbedeutend mit
der Entwicklung des Weltgeistes oder Got-
tes, der eben diese Bühne bereitet hat, weil

es folglich auch „ihn“ sogar nachhaltig interessieren dürfte, was daraus werden muß oder werden dürfte?

Gott weiß alles, wird man dagegen halten, also wozu noch dieses große kosmische Experiment (auch wir sind demnach in diese Versuchsanordnung mit eingeschlossen)? Weiß Gott wirklich alles? Wenn dem so ist oder wäre, wozu dann je eine – folglich höchst überflüssige – Entwicklung? Man vermerke, es hat zweifellos seinen Sinn, daß sich etwas abspielt; auch das ist Gott, nämlich, was wir aus dem, was uns vorgelegt wird, machen werden.

Und noch etwas, dieser Ausschnitt aus obigem Zitat: „Proteus sey eine Fabel müßiger Köpfe – sie haben ihn nie gesehen und empfunden und läugnen ihn frischweg – desto bessere Unterthanen sind sie für ihn“. Kann man Gott, dessen „Untertan“ man unwissentlich ist, leugnen? Nur ein törichter, vom „modernen“ Geist verblendeter Mensch tut das. Wir alle haben „ihn nie gesehen“. Indes aber, man kann wohl sagen, wir haben „ihn empfunden“. Wie das, so daß wir „ihn“ nicht leugnen?

Man besinne sich in diesem Zusammenhang wiederum nur auf die Krankheit – und auf die über die Coué’schen Sprüche bewirkte Gesundheit. Da empfinden, erleben oder gewärtigen wir Gott. Und sind wir „seine“ Untertanen? Ja, in jedem Falle, aber womöglich nicht nur. Wenn Gott nicht will, können wir nicht einmal denken, wie Schelling richtig schreibt. Trotzdem, diese Ermütigung oder Ermächtigung, macht sie uns nicht zugleich zu „seinen“ (Gottes) mitwirkenden Geschöpfen, in seinem Beginnen, Welt und Universum zu formen und zu gestalten? Also auch hinsichtlich der Bestimmung, die uns zukommt (weil es uns ja sonst nicht gäbe).

Und was die Untertanen betrifft: wir sind „seine“ gesunden oder kranken Untertanen, darüber hinaus aber sogar – bis zu einem gewissen Grade – die von ihm vorgesehenen Instrumente zur Erreichung seiner Ziele, womit wir zugleich unsere eigenen Ziele verwirklichen. Denn zwischen „seinen“ und unseren Zielen – so etwa in Erhalt und Selbsterhalt – dürfte kein Unterschied bestehen. Das greift in die physikalische Ebene hinüber. Gestaltung der Welt, Gestal-

tung des Kosmos, was bisher nur unbe-
wußt vorlag, jetzt wird es auch von uns –
und auch mit all den damit verbundenen,
begleitenden Mängeln – selbst gestaltet.

Innerlich betrachtet, wir können uns
mittels der Coué'schen Sprüche in so vielen
Fällen gesund denken – wir können aber
auch (unwissentlich) über unsere falsch ori-
entiertes Vorstellungsvermögen in die
Krankheit abgleiten (sie dann fälschlich für
unvermeidlich haltend).

Ja, wir sind in vollem Ausmaß seine
„Untertanen“, indes aber alleine infolge un-
seres Vorhandenseins zugleich in geringem
Ausmaß und gewiß deutlich eingeschränkt
seine „Instrumente“ oder gar seine „Part-
ner“. „Er“ aber ist ein überaus gütiger und
guter Herr, wie schon unsere sprachschöp-
ferischen Vorfahren erkannten: Gott ist gut
(God is good, im Englischen), wenn wir an
ihn glauben, auf ihn hoffen. Ganz eigennüt-
zig dürfen wir übrigens zunächst an unsere
eigene Gesundheit denken, und der gute
Gott hilft uns krankheitsüberwindend oder
krankheitsverhindernd, in mindestens 70 %
aller Fälle.

Von der Kraft der Weltseele ist bei Friedrich von Hardenberg oder Novalis (1772 – 1801) die Rede:

„(Alle Wirckungen sind nichts, als Wirkungen einer Kraft – der Weltseele – die sich nur unter verschiedenen Bedingungen, Verhältnissen und Umständen offenbart – die überall und nirgends ist.“ (Novalis 2, S. 663 f)

Auch hier wieder die richtige Erkenntnis: die Weltseele (Gott) treibt die Welt voran. So gesehen, sind wir, die wir uns doch ich- und selbstbewußt vorkommen, in gewisser Weise Werkzeug in diesem großen, unseren unmittelbaren Verstand übersteigenden Geschehen.

Gut ist auch die Vorstellung Friedrich von Hardenbergs, daß diese Kraft (Gottes) „überall und nirgends“ ist. So muß man es sehen, denn so ist es (für unseren äußerlichen Verstand unbeschreiblich). Nebenbei verhindert diese Tatsache (daß Gott überall und nirgends ist), daß Gott auf beschränkte Geschwindigkeit (so etwa die des Lichtes) veranschlagt wird. Eine solche Bechrän-

kung würde sein „Reisen“ durchs Universum mühsam, beschwerlich, wenn nicht gar unmöglich machen (sofern man diese weltliche Vorstellung überhaupt an ihn legen dürfte). Denn einer, der auf für uns unerfindliche Weise schon überall ist, der muß ganz sicher nicht mehr „reisen“.

Friedrich von Hardenberg: Werden die Naturgesetze immer gelten?

„Ist die Natur immer *gesetzmäßig* gewesen und wird sie immer *gesetzmäßig* bleiben?“ (Novalis 2, S. 671)

Die Dinge sind, wie es Gott beliebt oder wie er es für richtig hält. Was verzeichnen wir insofern? Wir nehmen eine gute, wohltuende Ordnung zur Kenntnis. Alles ist – den Umständen gemäß – nachhaltig geregelt. Schlichtweg bezogen auf die Erde, verzeichnen wir: die Sonne geht zuverlässig auf und wieder unter. Darauf können wir uns verlassen.

Das gleiche gilt für die Atome, welche im Innersten stetig und unablässig kreisen. Das ist eine tüchtige Menge an gleichgestimmter Wirkung, was Gott letztlich ver-

antwortet oder was er bewirkt hat. Warum indes, könnte man an dieser Stelle fragen, sollte er das ändern? Ist dies doch, wie so viele Philosophen behaupten und vertreten, die beste aller möglichen Welten.

Warum als sollte er (überdies noch zu unserem Nachteil) auch nur einen Schritt zurückgehen wollen? Danach sieht es nicht aus. Wer, der eine bestimmte Höhe erreicht hat, stürzte je freiwillig in eine vielleicht unermessliche Tiefe ungeordneter Verhältnisse hinab? Niemand! Siehe da an, die Naturgesetze gelten, und unter den Voraussetzungen, welche sie bedingen, gelten sie für immer. Denn, wie gesagt, dies ist die beste aller unter diesen Umständen möglichen Welten.

Andererseits: Ordnung. Was ist Ordnung? Das ist eine die sonst chaotischen Dinge regelnde oder hinaufhebende innewohnende Bestimmtheit. Nehmen wir einmal an, Gott selbst wäre chaotisch, demnach ungeordnet, wie hätte er da dann eine geordnete (bestimmten Regeln und Gesetzen folgende) Welt hervorbringen können? Und überhaupt, warum sollte man dem höchsten Denkbaren denn je überhaupt

mangelnde Ordnung, Chaos, eine Form von Verwirrtheit oder gar von Irresein unterstellen sollen? Gott ist das Gegenteil von allem diesem, also ist er selbst die aufwärts strebende Ordnung. Und dieselbe Ordnung wird allerdings in der einen oder anderen Weise für immer bestehen bleiben.

Wir entnehmen Ordnung überall, auch wo wir sie nicht denken. So beispielsweise in unseren Körpern. Alle Organe wirken – hoffentlich! – bestens und in Übereinstimmung miteinander und zusammen. Diese unverkennbare Ordnung ist uns buchstäblich auf oder vielmehr in den Leib geschrieben. Da gibt es aber noch einen weiteren Gedanken zum möglicherweise unregulierten Durcheinander (in uns).

In diesem Zusammenhang stellt sich – mit Novalis – auch die Frage: soll der (oftmals konfus, ungereimt wirkende) Schlaf abgeschafft werden (konfus, ungereimt deswegen, weil er auch zur Verarbeitung der Tagesereignisse dient)?

„Soll d[er] Schlaf nicht allmählich abgeschafft werden?“ (Novalis 2, S. 679)

Stellt sich demnach unmittelbar davor die Frage, wozu dient der Schlaf denn nun eigentlich? Zur Erinnerung nochmals: wir schlafen ein Drittel unseres Lebens, täglich acht von insgesamt 24 Stunden. Das ist eine tüchtige Menge an Zeit! Wenn wir bedenken, daß die Natur weiß, was sie macht, dürfen wir unmittelbar daraus folgern, daß der Schlaf mit zum wichtigsten in unserem Leben gehört, was wir uns je auch nur vorzustellen vermögen. Denn, nochmals, die Natur – bei allem Überfluß und aller Fülle – sie ist nicht dumm, sie verschwendet nicht, sondern, wie immer strebt sie unbeirrt ihrem Ziele zu.

Was aber könnte wichtiger sein, als die Verbindung mit Gott aufzunehmen? Dabei wird, wie wir bemerken, das freche, anmaßende, laute Ich ausgeschaltet; auf dieser göttlichen, durch den Schlaf bedingten Ebene hat es, das Ich, zunächst nichts zu suchen. Man darf getrost davon ausgehen, daß uns (unserem Unterbewußtsein) gerade im Schlaf Dinge zugespielt oder übermittelt werden, welche sich dann, wenig später, im aktiven Leben als unabdingbar erweisen.

Man erkennt dies schon am einfachen Beispiel der Lösung irgendwelcher Probleme: man lege sich bloß ins Bett, schlafe geruhsam, und beim Aufstehen, am nächsten Morgen, ist in bestimmten Fällen die Besorgnis bezüglich des uns beunruhigenden Problems bereits verschwunden. Und zwar ohne rationale, also verstandesmäßige Erklärung. Einfach so, einfach im Schlafe. Wie aber ging die Problemlösung oder die Problemschärfung (ohne unser Ich!) vor sich? Hier erfolgte dies also über die nächtliche Tätigkeit unseres Unterbewußten.

Also nochmals, weil dies so wichtig wie undurchdacht ist. Ein Wissenschaftler oder ein normaler Mensch hat ein Problem. Beunruhigt, legt er sich ins Bett. Am nächsten Morgen steht er wie üblich auf. Unbesorgt diesmal, er fühlt sich wieder wohl. Der Wissenschaftler macht sich an die Arbeit, denn das Problem, welches ihn beschäftigte, hat sich über Nacht aufgelöst. Wohlgemerkt, über Nacht! Desgleichen der normale Mensch, der vielleicht Sorgen bezzüglich einer anderen Gestalt hatte.

Nun bedenke man aber bei diesem alltäglichen Vorgang bitte unbedingt, das Ich

hat zur Lösung dieser Probleme nicht beigetragen. Es schlief ja, war – offenbar gezielt – ausgeschaltet. Wer aber, bitteschön, hat dann die nunmehr wunderbar erscheinende Lösung des Rätsels oder Problems erbracht? Jedenfalls eine andere Größe als das Ich, denn das Ich, es schlief ja.

Wer, bitteschön, kommt da als Problemlöser in Frage? Eine Größe jedenfalls, die vorhanden sein muß und die sich überdies mit unseren Schwierigkeiten beschäftigt, sie demnach aufgreift und einer Lösung zuführt (falls irgend möglich). Wir nennen diese Größe unser persönliches Unterbewußtes (auch Daimon, Genius, Seele). Dies ist eine mit uns aufs engste verbundene, stets tätige, indes von unserem Ich unabhängige Größe. Denn siehe da: sie arbeitet ja gerade da am intensivsten, wenn unser Ich ausgeschaltet ist (also im Schläfe).

Wie arbeitet diese heimliche Größe in uns und in welcher Art oder Richtung? Was den Wissenschaftler betrifft, so klärt sie die ihn seit langem beunruhigenden oder beschäftigenden Schwierigkeiten, löst sie auf, faßt sie zusammen. Und führt sie – im Schläfe – dem Ich zu, welches sie (ohne den

Urheber der neuen Weisheit zu kennen) am Morgen erleichtert und befriedigt zur Kenntnis nimmt. Dies, ohne daß der Wissenschaftler die Kraft, die hinter seiner neuen Erkenntnis steckt, für gewöhnlich auch nur entfernt erwägen würde.

Und wie war das mit unserem normalen, in gewisser Hinsicht besorgten Menschen, der also bedrückt zu Bett ging, weil er nämlich meinte, einen anderen fürchten zu müssen? Wir sehen wieder das Unterbewußte (eine selbständige, aktive Größe in uns!) tätig werden. Wie in diesem Falle? Das Unterbewußte, es ist ja aktiv und unabhängig, späht nächtens nach draußen, forscht die mißliebige Person aus, stellt fest, es gibt keinen Grund zur Einbildung von Besorgnis, es spielt diese Information nach wie vor nächtlich dem Schläfer zu, der dann des Morgens unbesorgt aufwacht. Und ohne sich zu fragen, wie oder wohin denn die eingebildeten Sorgen verschwunden wären.

Man könnte in diesen beiden Fällen (sowie in allen übrigen) demnach von einem Wunder sprechen. Doch das persönliche Unterbewußtsein in uns drinnen, es ist kein

Wunder, sondern eine uns seelisch zuge-
teilte unabhängige aktive Größe. Unser
bestger Freund und Helfer, er hilft uns im-
mer, ist stets zur Stelle (ohne daß für ge-
wöhnlich auch nur das geringste davon
merken).

Denkt man aber auf diesem Hintergrund
denn nicht, daß uns auch Gott im Schlafe so
manche Weisheit oder Auskunft einflößt
oder übermittelt, derer wir am Tage, hell-
wach, dankbar gedenken werden (ohne daß
wir uns über ihren Ursprungsort oder über
ihre Herkunft wirklich besinnen). Tatsäch-
lich, manche Dinge werden uns „wie im
Schlafe eingegeben“. Wir können also nicht
auf den Schlaf verzichten. Denn wir können
nicht auf Gott (und mithin auf die Kontakt-
aufnahme mit ihm) verzichten.

Gott ist (unterbewußt) stets zugegen,
demnach auch am hellen, wachen Tage.
Doch des Nächtens öffnet sich die unmit-
telbare Pforte zu ihm, er streut seine Weis-
heit und Erkenntnis uns überwältigender
alltäglicher Dinge in unsere vom Ich befreiten
nächtlichen Seelen wie Gehirne. Sodann
sind wir also am nächsten Morgen, erwa-
chend, beruhigt und geistig gefestigt. Wir

haben dann ja wieder einmal das erreicht, was wir wollten. Wir haben nämlich die Lösung eines wissenschaftlichen Problems erlangt, oder wir haben beispielsweise bloß die Vorstellung eines vermeintlichen Widersachers abgeschüttelt. Im letzteren Falle griff das göttliche Unterbewußtsein nach draußen, stellte das Erforderliche fest, und wir waren beruhigt, ohne daß an diesem ganzen Prozeß unser Ich aktiv beteiligt gewesen wäre.

Das ist wie mit der uns innewohnenden Gesundheit. Indem wir Gebete oder die Co-ué'schen Sprüche ausbringen, werden wir in vielen Fällen (in mindestens 70 % alles Krankheits-Geschehens) wieder gesunden. Und wer gesundet, wird nach diesen etwas verschlungenen, zur Gesundheit führenden Wegen in aller Regel nicht mehr fragen. Der Betreffende hat ja, was er wollte: Gesundheit. So wie im anderweitigen Problemfalle: Abstreifung der Schwierigkeiten und Erkenntnis. Wer fragt da noch, wie man überhaupt dazu käme und wer dabei möglicherweise sogar entscheidend mit- oder nachgeholfen hätte.

Wir sehen aber an dieser Stelle, den Schlaf, richtig aufgefaßt und verstanden – folglich unsere damit eröffnete unterbewußte Verbindung mit Gott – werden wir wohl kaum je abschaffen können oder, bei Besinnung, überhaupt wollen.

Also, der Mensch und seine göttliche Verbindung. Denn, nochmals, Gott ist überall und in allem (sagt Newton). Wie steht es da, einen Schritt weiter, mit der Erhebung des Menschen zu Gott?

Friedrich von Hardenberg (Novalis) schreibt dazu:

„Die *Erhebung* ist das vortrefflichste Mittel, was ich kenne, um auf einmal aus fatalen Collisionen zu kommen. So z. B. d[ie] allg[emeine] Erhebung in Adelstand – die Erhebung aller Menschen zu *Genies* – die Erhebung aller Phaenomene im *Wunderstand* – der Materie zu Geist – des Menschen zu Gott aller Zeit zur goldnen Zeit etc.“ (Novalis 2, S. 681 f)

Man vermerke, bitte die „Erhebung der Materie zu Geist“: sie findet wirklich statt. Ge-

nau genommen, handelt es dabei um die Erklärung der Materie als Welle oder Strahlung, wie sich dies im atomaren Innersten nachweisen läßt. Da ist dann der Schritt von der Welle oder Strahlung zum Geist nicht mehr weit. Wenn man jetzt aber sagen würde, da ist also auch ein Kieselstein göttlich (weil ja auch er in letzter Instanz aus Strahlung besteht), so ist das insofern richtig, weil die göttliche Welle oder Strahlung ja alles durchwaltet oder durchdringt. Indes aber ist in diesem Verhältnis selbstverständlich eine (geistige) Höherentwicklung (wie im Menschen) denkbar.

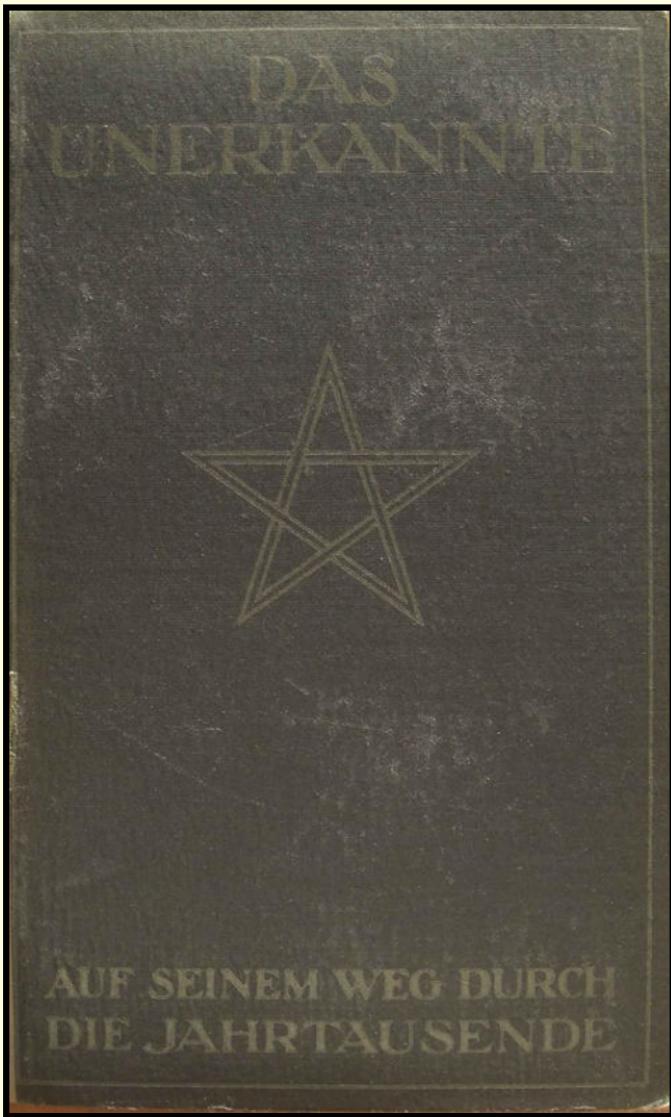
Immerhin, es sei mit Novalis hier aber noch einmal angemerkt, daß der Mensch irgendwann in der Zukunft denn doch annähernd göttlich oder gottähnlich werden könnte. Denn was der Mensch (auch mit uns und durch uns) verzeichnet, ist, mit Teilhard de Chardin, eindeutig eine Höherentwicklung, mithin eine Entwicklung zu Gott hin oder jedenfalls in „seine“ Richtung oder Nähe.

Die Entwicklung (in der wir sind und von der wir ein Teil sind) ist erforderlich. Gibt es demnach das, was wir Zufall nen-

nen? Nein, es gibt keinen Zufall, sagt etwa Schopenhauer, wir verstehen bloß die Zusammenhänge nicht. Das ist alles. Friedrich von Hardenberg geht in dieselbe Richtung, indem er uns höchst sinnvoll darauf hinweist:

„Aller *Zufall* ist wunderbar – Berührung eines höhern Wesens...“ (Novalis 2, S. 682)

Sind Sie, verehrte Leserin, geschätzter Leser, schon einmal von einem höheren Wesen (Gott also) berührt worden? Ja, ganz bestimmt. Aber Sie nennen es bloß anders oder fassen es eigenwillig auf. Wie wäre es da mit dem berühmten „Bauchgefühl“? Welches Ihnen absolut sichere Erkenntnis, dazu unbedingtes Vertrauen, vermittelt oder einflößt. Und Sie sind dann dankbar, daß sie eben dieser, Ihrer inneren Stimme gefolgt sind. Aber ist es nicht Gott auch in uns drinnen, der sehr wohl weiß, wann er uns einen Ratschlag zuteil werden läßt, zu unserem Wohl und zu unserem Besten?



HEILUNGEN ÜBER DEM GRAB (NIELSEN 9) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: Enno Nielsen (Hrsg.): „Die merkwürdigsten Fälle aus dem Gebiet des Übersinnlichen“, Bohmeier Verlag, Leipzig 2006. Dieses Buch erschien ursprünglich unter dem Titel „Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende“ und bezieht sich auf die Ausgabe von Wilhelm Langewiesche-Brandt, 1922.

Das zitierte Buch beginnt mit folgendem Zitat:

„Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, man muß aber auch nicht glauben, daß sie es ohne Grund sagen. (Kant)“ (Nielsen, S. 10) Na bitte, da sind wir ja schon mal richtig.

Wunder-Heilungen oder Heilungen über dem Grab: ist so etwas möglich?

Der Philosoph David Hume, nachfolgend, bezieht sich auf das Buch von Carré de Montgéron: „La vérité des miracles“ [Die Wahrheit der Wunder] (1737) und auf die anschließend zitierten, darin enthaltenen „Wunder“:

„Der große englische Philosoph David Hume (1711 bis 1776), dessen Philosophie das Zeitalter der Aufklärung in England zusammenfassend abschließt, schreibt: ‘Viele dieser Wunder wurden sogleich auf der Stelle von Richtern von unzweifelhafter Ehrlichkeit bewiesen, von glaubwürdigen und ausgezeichneten Zeugen in einem gelehrten Zeitalter und auf dem erhabenen Schauplatz, der sich gegenwärtig in der Welt befindet, attestiert. Aber das ist keineswegs alles.

Ein Bericht darüber wurde veröffentlicht und überall hin verbreitet. Und die Jesuiten mit all ihrer Gelehrsamkeit und im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und anderen Gegnern der Ansichten, zu deren Gunsten diese Wunder gewirkt sein sollten, waren niemals im Stande, weder die Wunder zu widerlegen, noch zu erklären.’, (Nielsen, S. 216)

Also, es kling vielversprechend, was selbst der bedeutende Philosoph dazu äußert.

Erstes Wunder im Buch von Carré de Montgéron:

„Don Alonso de Palacios war 1725 auf dem linken Auge erblindet, 1731 stellten sich auf dem rechten Auge dieselben Entzündungen und Schmerzen ein, so daß er auch dieses zu verlieren fürchten mußte. Am 25. Juni ließ er sich zum Grabe Diakonus Franz von Paris bringen, um dort eine neuntägige Andacht abzuhalten. Anfänglich verschlimmerte sich sein Zustand dort so, daß Dr. Gendron, der bedeutendste Augenarzt Frankreichs, keine Hoffnung

mehr gibt. Nach Wiederaufnahme und Vollendung der Andacht wird Don Alfonso in den ersten Julitagen völlig geheilt, was ihm Dr. Gendron nach wiederholter Untersuchung schriftlich bestätigt.“ (Nielsen, S. 216 f)

Zu „Franz von Paris“, dem gescheiterten Führer einer strengen Kirchenbewegung (der „Jansenisten“), lesen wir unter anderem in der Fußnote:

„Tausende unternahmen Wallfahrten zu seinem Grab auf dem Friedhof St. Médard und erlebten dort wunderbare Heilungen. Den Jansenisten galten diese als Gotteswunder, während die Jesuiten und ihre Anhänger sie für Teufelswerk erklärten. Unzählige, selbst Kinder, gerieten in Konvulsionen und Verzückungen. Als die Zahl der Konvulsionäre stetig wuchs und die fanatische Schwärmerie immer weiter um sich griff, ließ der König im Jahre 1732 den Friedhof zumaueuern und militärisch absperren. Die ekstatische Bewegung aber ließ sich dadurch nicht aufhalten; nur langsam

ebte sie ab. Noch lange schrieb und stritt man über die Wunder am Grab des Franz von Paris.“ (Nielsen, S. 216 f, Fußnote)

Also, lassen sich „Wunder“ erwirken, so daß beispielsweise eine Erblindung völlig zurückgeht?

Zweites Wunder in besagtem Buch:

„Marguérie Thibault litt seit fünf Jahren an der Wassersucht, seit drei Jahren war sie durch einen Schlaganfall linksseitig gelähmt, außerdem hatte sie eine Furunkulose. Die Ärzte hielten ihren Zustand für hoffnungslos. Am 19. Juni ließ sie sich zum Grabe tragen, wo sie in einer Viertelstunde vollständig geheilt wurde. Der berühmte Arzt Dr. de Silva, von Amtswegen mit ihrer Untersuchung betraut, erklärt, sie sei so gesund, daß sie unmöglich so kurz vorher noch so schwer krank gewesen sein könne. Das Buch enthält 26 Zeugnisse, die teilweise ihre frühere Krankheit, teils ihre wiedererlangte Gesundheit bestätigen.“ (Nielsen, S. 217)

Also, muß man nur zu einem bestimmten Grabe pilgern, um wieder gesund zu werden? Es sieht fast so aus, aber auch auf andere Weise scheint die Wiedererlangung der Gesundheit möglich:

„Philippe Sergent, seit zwanzig Monaten erblindet und gelähmt, wird am 10. Juni auf dem Grab völlig gesund. Unter seinen Zeugnissen ist eines vom General-Prokurator [höchster Beamter beim Obersten Gerichtshof].

Pierre Gautier, auf beiden Augen erblindet, hatte sich daheim in der Languedoc im Gebet an den Heiligen gewendet. Nach drei neuntägigen Andachten erhielt er am 22. April den Gebrauch des rechten Auges zurück, nach einer weiteren, am 10. Mai, auch den des linken Auges. Der Bischof von Montpellier untersucht die Sache und erstattet selber dem König Bericht. Wundärzte, Apotheker und Priester bescheinigen seine Heilung.“ (Nielsen, S. 217)

Wir sehen jedenfalls, auch Gebete können sehr wohl zur „Wunderheilung“ führen.

„Mademoiselle Coirin war seit zwölf Jahren mit Brustkrebs behaftet. Die Brust war völlig zerstört, jeder Arzt erklärte ihr Leiden für unheilbar. Nach einem Besuch am Grab wurde sie völlig geheilt, ja die zerstörte Brust stellte sich mit frischer, narbenloser Haut von neuem wieder her. Als dieses Wunder geleugnet wurde, gab Mademoiselle Coirin eine formelle Erklärung vor dem Notar ab. Sie war die Tochter eines Hofbeamten, und zwei Brüder von ihr gehörten zum königlichen Hofe. Dr. Gaulard, Leibarzt des Königs, erklärte, daß die Wiederherstellung einer völlig zerstörten Brustwarze eine eigentliche Neuschöpfung bedeute, indem die Warze nicht nur eine Fortsetzung der Brustgefäße, sondern ein besonderes Organ sei. Dr. Souchwy, Leibarzt des Prinzen Conti, hatte den Krebs für unheilbar erklärt. Als er die Brust nach der Heilung untersucht hatte, ging er aus freien Stücken zum Notar und gab die Erklärung zu Protokoll, daß die Heilung eine vollkommene sei und daß jede Brust ihre Warze von natürlicher Form und Be-

schaffenheit habe. Auch das Zeugnis des Chefarztes vom Hospital zu Nauterre, Dr. Segnier, und dasjenige des Leibarztes der Herzogin von Berry, Dr. Déchier, bestätigen die Heilung und Wiederherstellung.“ (Nielsen, S. 217 f)

Also, muß man denn doch eher zum Grab eines zumindest von einem selbst verehrten Heiligen pilgern, und das erhoffte Wunder wird geschehen? Es scheint so:

„Im ‘Hamburgischen Correspondenten’ von 1731, Nummer 143, wird erzählt: ‘Paris, den 31. August. Der Herzog von Chantillon berichtet in einem lebhaftig geschriebenen und allhier gedruckten Brief der Prinzessin von Auvergne, daß ein Jüngling von 16 Jahren, der Lebenslang an einem Arm und einem Bein lahm gewesen, auf dem Grab des Abts Paris (‘Parisius’, der Diakonus an St. Médardus, Franz von Paris) gesund geworden sei.“ (Nielsen, S. 218)

Und nochmals:

„In den ‘Wöchentlichen Relationen’ (Halle) 1732, Nummer 9, wird erzählt:

‘Frankreich. Gegen den Ausgang des verwichenen Monats Januar hat man zu Paris viele Personen in die Bastille gebracht, welche vorgegeben haben, daß sie auf dem Grab des Abts Paris Konvulsionen bekommen hätten; worauf 24 Medici und Chirurgi sich auf den Kirchhof des Heiligen Medardi begeben haben, um die Ursache solcher Konvulsionen zu untersuchen, da sie denn den Betrug davon entdeckt haben. Darauf ist allda eine königliche Verordnung publiziert worden, und Kraft derselben die Tür des Kirchhofs zugeschlossen worden. Fallen demnach alle vorgegebenen Wunderwerke des Abtes Paris weg.’, (Nielsen, S. 219)

Kann man, wenn er denn vorhanden ist, den Glauben per Türschluß beseitigen?

„In der ‘Vossischen Zeitung’ (Berlin) 1732, Nummer 47, steht: ‘Paris, den 7. April. Die Verschließung des Kirchhofs zu St. Médard hat einen lustigen Kopf

bewogen, den dessen Tür folgende Worte anzuschlagen:

‘Von des Königs wegen wird Gott dem Herrn verboten, an diesem Ort Wunder zu tun.’, (Nielsen, S. 219)

Oder sollte man, falls an dem Wunder-Glauben etwas dran ist, nicht besser Gott selbst verhaften lassen?

„In der Vossischen Zeitung (Berlin) 1738, Nummer 3, heißt es: ‘Paris, vom 24. Dezember (1737). Weil die gefährliche Sekte der Convulsionaires jetzt gleichsam wieder ein neues Leben bekommt, und sich mehr als sonst auszubreiten scheint, so hat der General-Lieutenant der Polizei, Herr Herault, königlichen Befehl erhalten, alle diejenigen, welche sich dem Grab des Abtes Paris in der Meinung, Konvulsionen zu haben, nähern, in Verhaft bringen zu lassen.’, (Nielsen, S. 219)

Kann man also die Wahrheit oder Überzeugung oder auch, sollte es denn so sein, die Einbildung irgend welcher Leute per Haftbefehl unterdrücken? Karl Heinrich von

Gleichen erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“ noch von einem anderen Mittel gegen das, was offiziellerseits für Aberglaube gehalten wurde:

„‘... der Marquis des Resle führt mich zu den Konvulsionären ins Haus eines alten Parlamentsrates im Inselviertel. Diese Leute feierten die Mysterien in großer Verborgenheit, weniger wegen der Strenge der Polizei, als weil man geschickt genug gewesen war, sie zum Gegenstand des Spotts werden zu lassen, weise genug, sie nicht mehr zu verfolgen, sondern mit Geringschätzung zu behandeln.’, (Nielsen, S. 219)

Also, sind „Wunder“ am Grab (eines Heiligen) möglich? Wenn ja, erfordert dies Konvulsionen? Antwort: das, was insofern als „Wunder“ erscheint, ist tatsächlich real möglich. Allerdings handelt es sich dabei um den echten Einfluß auf das persönliche Unterbewußtsein, wie vor allem der großartige Emile Coué es in seinem Buch „Auto-suggestion“ darlegt (zu Deutsch: „Selbstbe-

einflussung“, bei Jopp/Oesch erschienen, unbedingt lesen!).

Besagtes Unterbewußtsein ist NICHT der negative Faktor, wie Sigmund Freud es fälschlich darlegt, sondern eine aktive, selbständige – gottgleiche – Kraft in uns drinnen. Welche sich durch Sprüche oder Gebete beeinflussen läßt. Man muß das schlicht und einfach ausprobieren.

In besagtem Buch von Emile Coué wird das höchst einfache, äußerst schlichte, doch tatsächlich wirksame Verfahren genau beschrieben. Zu beachten ist, daß die positive Wirkung gewöhnlich NICHT unmittelbar eintritt, sondern für jemanden, der mit dieser Methode beginnt, etwa nach drei Wochen. Grund dafür: das persönliche Unterbewußtsein muß sich erst an das neue Ich und seine in den Sprüchen enthaltenen Anweisungen gewöhnen. Aber selbst für jemanden, der auf diesem Gebiet erfahren ist, sind in der Regel zwei, drei Nächte bis zur Wirksamkeit anzusetzen. Es dauert immer etwas.

Warum Nächte? Ganz einfach, das persönliche Unterbewußtsein ist am Tage mit allen möglichen Vorkommnissen und Er-

eignissen beschäftigt, es wird von denselben beansprucht und folglich entsprechend abgelenkt. Hingegen nachts kann es sich in besonderer Weise der Erfüllung der Sprüche widmen. Diese Sprüche sind praktisch Gebete (wie alle Religionen der Welt sie kennen). Wir sehen also, daß diese Methode, wie nicht nur Emile Coué sie vorlegt, tief im Erfahrungsschatz der Menschheit verankert ist.

Wichtig: mit dieser Methode der Selbstbeeinflussung lassen sich bis zu 70 % aller Krankheiten (schwerste Leiden inbegriffen) bannen oder von vornherein ganz vermeiden. Andere Autoren vertreten, daß man 80 % aller Krankheiten überwinden könne. Von indigenen (als ursprünglichen) Völkern wird vertreten, daß man 90 % aller Krankheiten bezwingen könne. Man beachte dabei aber bitte, in jedem Falle bleibt ein Restbestand an Krankheiten übrig, welche man mit der Autosuggestion (Selbstbeeinflussung) NICHT überwinden kann. Daraus folgt: die Schulmedizin (und auch ihre Weiterentwicklung) ist nach wie vor unbedingt erforderlich.

Man muß also keineswegs das Grab eines „Heiligen“ besuchen, um den gesundheitlichen Erfolg zu verzeichnen. Auch Konvulsionen (also Zuckungen, Schüttelkrämpfe) sind NICHT erforderlich. Im Gegenteil: das Ganze läßt sich sehr wohl zu Hause im eigenen Sessel oder im Bett (am besten vor dem Einschlafen) vollständig entspannt und problemlos durchführen (aber auch an jeder anderen beliebigen Stelle, sofern man dort die nötige Muße aufbringt). Ja, im eigenen Bett, unmittelbar vor dem Einschlafen. Denn auf die Befehle, Gebete oder Sprüche, welche man unmittelbar vor dem Einschlafen vorbringt, reagiert das Unterbewußtsein am besten. Selbstverständlich empfiehlt sich Wiederholung, so senkt sich die Vorstellung der Gesundheit tief in uns ein.

Nochmals, es ist keinesfalls erforderlich, ein Grab zu besuchen (auch nicht das eines Heiligen). Stellt sich aber die Frage, ob der Besuch obigen Grabes positive Wirkung hat ausüben können? Ja, das ist durchaus möglich. Und zwar deshalb, weil das persönliche Unterbewußtsein auf jede subjektive Vorstellung eingeht und die entsprechen-

den Wünsche umsetzt (falls naturgemäß irgend möglich). Wenn also jemand beispielsweise glauben sollte, daß er gesund wird, wenn er sich am linken Ohr kratzt, so kann er auch damit bis zu einem gewissen Grade seinen Gesundheitswunsch erfüllen, sofern er dies wirklich glaubt (sich also am linken Ohr zu reiben, das bewirke Heilung). Jeder „Umweg“ wirkt, man muß aber unbedingt wirklich daran glauben.

Es versteht sich, ein solcher „Umweg“, wie sich am linken Ohr zu kratzen, der Besuch eines bestimmten Grabes oder von welcher Vorstellung auch immer jemand beeinflußt oder besessen wäre – ist absolut nicht erforderlich. Es reicht völlig aus, die insbesondere von Emile Coué vorgeschlagene, höchst einfache Methode anzuwenden (nämlich kurze positive gesundheitliche Sprüche zu Gunsten der eigenen Gesundheit auszubringen). Und, siehe da, ein kleines oder großes „Wunder“ wird geschehen. Dann wird man auch den erwähnten Zusammenhang zu Gott in uns verstehen.

Die verschiedensten Autoren, die sich mit diesem Thema befaßten, vertreten die

Meinung, die Autosuggestion (Selbstbeeinflussung) sei eine der größten Entdeckungen in der Geschichte der Menschheit. Ich schließe mich dieser Auffassung vollständig an und gehe noch einen Schritt weiter, indem ich deutlich sage: es IST die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit. Warum? Weil uns diese Methode nicht nur den Weg zur Gesundheit eröffnet, sondern auch zum Verständnis Gottes.

Wohlan denn, man muß dies, was insbesondere auch Emile Coué vorschlägt, nur ausprobieren, um dann die Wirksamkeit dieses höchst einfachen Verfahrens zu begreifen.